

Masuren und Ermland

Sonderheft zur Abstimmung herausgegeben vom Masuren- u. Ermländerbund Allenstein.

Masuren u. Ermland

Masuren.

Weiche, linde Sommerluft,
Abendstille träumt
Über See und Heide.
Schwärme zarter Wölkchen wandern,
Purpurfunkelnd, glutumsäumt,
Durch des Himmels Weite,
Tauchen nieder in den Brand
Kupferroter Lohe, die im Westen
Still, gewaltig, eine glühe Wand,
Nacht vom Tage scheidet.
Stumm und glatt, glutüberstrahlt,
Ruht der See, wie Blut gebreitet,
Heimlich Flüstern raunt im Schilfe,
Schwarz und schweigend lauscht der Wald.
Majestätisch aus dem Dunkel
Tritt ein Hirsch zur Flut hinab,
Schlürft das Naß in vollen Zügen.
Hoch am Ufer schläft ein Grab,
Einsam, und des Kreuzes Linien
Reißen scharf und herb sich
In des Himmels Rot.
Heimatland, Masurenland,
Lied von Liebe, Lied vom Tod.
Weiche, linde Sommerluft,
Abendstille träumt
Über See und Heide.

Max Worgitzki.

Das Heimatfest. / Von Martin Koehl.

Ein lichter, warmer Maiensonntag, feiertäglich liegt das Dorf im Kranz der frischgrünen Wälder, und zarte Kühle weht herauf vom Ufer des hellglänzenden Sees. Schon am Vormittag herrscht lebhafteres, erwartungsvolles Treiben. Die Alten werden um ihre Meinung über das Wetter befragt und senden prüfende Blicke zum blauen Himmel, die Kinder probieren halblaut noch einmal ihr Lied, und manchen sieht man zu dem Garten des Gastwirts, unten am See, hinüberspähen, über dessen Eingang ein großes Schild mit dem Wahrzeichen der Heimatvereine und der Überschrift „Willkommen" prangt. Etwas Besonderes ist im Werke, der Heimatverein des Kirchspiels feiert hier am Nachmittag sein Heimatfest. Kaum ist die Mittagsstunde vorüber, da trifft auch schon die Musik ein, die letzten Vorbereitungen werden getroffen, und gegen drei Uhr verkündet ein schmetternder Marsch den Beginn des Festes. Bald strömen die Gäste herbei, der Garten füllt sich, und am Seeufer entwickelt sich ein frohes, bewegtes Treiben. Hier wetteifern die jungen Männer am Schießstand im Ringen um die besten Preise, dort drängen sich Kinder und junge Mädchen um die Würfelbude, und auch für hungrige und durstige Seelen ist bestens gesorgt. Im Schatten mächtiger alter Bäume lagert eine fremde junge Schar; Mädchen und Knaben mit frischen, gebräunten Gesichtern stimmen leise ihre Gitarren. Auf einen Wink der Führerin erheben sie sich und treten in die Mitte, wo ein bretterner Tanzboden seiner Benutzung harrt. Alles drängt heran, und sie singen mit hellen Stimmen die alten schönen Volks- und Heimatlieder, die lange vergessen und verschollen waren und die der Wandervogel wieder zu Ruhm und Ehren gebracht hat. Inzwischen ist ein Wagen vorgefahren, der Vorstand tritt heran und begrüßt den Festredner, der von der Allensteiner Zentralleitung herausgekommen ist, um dem Heimatverein das Interesse der Leitung zu bezeugen und dann aus eigener Anschauung über Stimmung und Arbeit im Lande berichten zu können. Der Vorsitzende stellt ihn mit einigen Begrüßungsworten den Gästen vor, und dann richtet der Redner eine kurze, herzliche Ansprache an die Zuhörer, erinnert an die hohe nationale Bedeutung des Heimatgedankens und stärkt die Herzen im Glauben an den Sieg der deutschen Sache und die Rettung der ostpreußischen Heimat vor der Raubgier der polnischen Eindringlinge. Begeistert stimmt jung und alt am Schluß in das Hoch auf die Heimat und das deutsche Vaterland ein. Es folgen noch einige Darbietungen, Chorgesänge und Rezitationen, und gegen Abend ordnet sich alles zur Polonäse längs des Sees, um das Feuerwerk anzuschauen. Feierlich bewegt sich der Zug den See entlang und steht in ergriffener Bewunderung, als nun von der dunklen, schweigenden Insel drüben das prächtige Farbenspiel emporschießt, Feuerräder und Schwärmer, und blitzende Raketen, die eilig und lautlos emporschnellen, um sich in schwindelnder Höhe in einen funkelnden Sternenregen aufzulösen. Nun strömt alles herauf in den Saal, der die Fülle kaum fassen kann, und blickt erwartungsvoll auf die kleine Bühne. Eins der beliebten, vom Masuren- und Ermländerbund herausgegebenen Theaterstücke, das man hier

noch nicht kennt, soll zur Aufführung gebracht werden. Bald hebt sich der Vorhang, gespanntes Interesse verfolgt die heiteren Vorgänge des Stückes, in dem gesunde Vernunft und Heimatliebe auf humorvolle Weise über die Ränke und Schliche des polnischen Agenten triumphieren und herzliches Lachen lohnt den wackeren Spielern bei besonders wirkungsvollen Stellen. Der Beifall ist groß, und als dann alles wieder in den Garten hinauseilt und die Schauspieler sich mit verschämtem Stolz unter ihre Kameraden mischen, werden sie aufrichtig beglückwünscht. Jetzt aber kommt die Jugend zu ihrem Recht; bis in die späte Nacht wird eifrigst dem Tanz gehuldigt, während die Alten im Hintergrunde diskutierend und plaudernd beieinander sitzen.

So oder ähnlich ist der Verlauf eines ermländischen oder masurischen Heimatfestes und man kann den Wert dieser Veranstaltungen für die Sache der Heimat und des Deutschtums kaum hoch genug veranschlagen. Als im Sommer 1919 der große Gedanke verwirklicht war, im ganzen Abstimmungsgebiet zur Abwehr gegen die Polengefahr die Heimatvereine zu gründen, die alle Stände und Berufe, alle Volksschichten ohne Unterschied der Partei und der Konfession zusammenfaßten unter dem Leitmotiv der Heimatliebe — da galt es diese Gründungen auch lebendig und fruchtbringend zu erhalten. Mit politischen Vorträgen, Diskussionsabenden und Mitgliederversammlungen allein war das nicht getan, die weiblichen Mitglieder und die junge Generation hätten sich mit der Zeit ermüdet gefühlt und wären in ihrem Interesse erlahmt. Vor allem aber konnten die Kulturaufgaben der Heimatvereine auf diese Weise nicht gelöst werden. Es galt, die Mitglieder zu tätigem und freudigem Mitwirken anzufeuern, das Bewußtsein der Heimatliebe und der Kulturgüter, die im deutschen Liede, in der deutschen Landschaft beschlossen liegen, immer wieder in den Mittelpunkt der ganzen Stimmung zu rücken, und durch das Moment der Freude am Mitarbeiten alle Verdrossenheit und Mißhelligkeit von vornherein fernzuhalten. Darum würde man die Heimatfeste sehr unterschätzen, wenn man sie mit den Tanzvergnügungen irgendeines Kegelklubs oder Geselligkeitsvereins auf eine Stufe stellte. Durch die Heimatfeste ist an vielen Orten eine Lust an fördernden und anregenden Betätigungen erweckt worden, an die vorher niemand gedacht hat. Da werden Chöre eingeübt, es wird Theater gespielt, man lernt Gedichte, musiziert, tanzt alte Volkstänze, schwimmt, rudert und bemüht sich, jeder nach seinen Kräften und seiner besonderen Begabung, nicht nur der eigenen Belustigung, sondern auch dem Aufschwung der großen gemeinsamen Sache zu dienen. Und dann noch eins: Auf den Heimatfesten wird auch dem Ängstlichen und Verzagten lebendig vor Augen geführt, daß er nicht alleinsteht im Eintreten für das Recht der Heimat, daß alle eines Sinnes sind in Mut und Begeisterung und so entsteht eine frohmütige Schutz- und Trutzstimmung, die aller Miesmacherei den Boden entzieht. Die Festrede, der geistige Mittelpunkt des Festes, prägt kurz und schlagend diesen eigentlichen Sinn in gemeinverständlicher Weise allen Gemütern ein. Es darf behauptet werden, daß ohne die Heimatfeste die ganze deutsche Bewegung in Ermland und Masuren nicht diesen großartigen, freien und trotzigen Schwung bekommen hätte, der sie jetzt auszeichnet und sie über alle Gefährdungen und Unebenheiten hinweggetragen hat. Sie sind die lebendige Seele der Heimatvereinsbewegung geworden. Man hat oft den Eindruck, als ob unsere Bevölkerung, das hartgeprüfte und von vielen Stürmen heimgesuchte Grenzvolk, eine tiefe Sehnsucht unbewußt in sich getragen hätte, in den Nöten und Wirren dieser Zeit einen Weg zu finden, der zum Aufbau, zur Vertiefung und Bereicherung der Heimatliebe und zur Sammlung unter einem allen Schichten gemeinsamen großen Gedanken führen könnte. Die Heimatparole wirkte geradezu wie ein erlösendes Signal und die Heimatfeste sind der befreiende Ausdruck dieser Stimmung. Natürlich kommt das alles bei dem einzelnen Fest nicht in klaren, glatten Worten zum Ausdruck — dazu ist unsere Landbevölkerung viel zu wortkarg und scheu vor Gefühlsäußerungen — man muß viele Heimatfeste erlebt, muß die frohe, selbstverleugnende und begeisterte Mitarbeit gespürt und die Ohren offengehalten haben für die unwillkürlichen, halblauten Äußerungen tiefinnerer Befriedigung und frohen Selbstbewußtseins, um ermessen zu können, was der Heimatverein mit seinem Fest dem Landbewohner innerlich bedeutet. Eine Arbeit für den inneren Aufbau ist hier geleistet, die nicht mit dem Abstimmungstage ihren Abschluß und ihre letzte Bestätigung findet.

Das Jahr 1919/20 wird jedem, der es in unserem Abstimmungsgebiet erleben durfte, unvergeßlich bleiben. Hier ward ein Ziel geschaut und ein Weg gefunden, dem niemand, der aufrichtig das Wohl seines Volkes will, seine Mitarbeit versagen konnte, aus welcher politischen Richtung er auch komme. Hier ward, fern von allem Chauvinismus und aller nationalen Überhebung, das Tiefste und Beste des Grenzdeutschen, die Heimatliebe, fruchtbar und lebendig gemacht, nicht mit trockener Theorie, sondern durch jene allmächtige, in unserer trüben Zeit schier verbannte Zauberin, die Freude.

Ländliche Erinnerungen aus Alt-Ermland. / Von Erich Klein.

1. Zur Einleitung.

Der ermländische Bauernstand hat ein ganz besonderes Gepräge bewahrt. Er ist gleichweit entfernt von dem ehemaligen Leibeigenen, der mühsam sein kleines Ackerstück mitsamt seiner „Kaluppe" von dem Großgrundherrn abgelöst hat, wie von dem überstolzen Großbauern, der sich von dem Adligen eigentlich nur durch einen gewissen Gradunterschied unterscheidet. Der ermländische Bauer hält mit einer Art von Selbstverständlichkeit an seiner nicht großen, nicht kleinen Ackerscholle fest, er hat keinen Neid nach oben, keine Verachtung nach unten, er fühlt sich in der sicheren Selbstverständlichkeit eines Zustandes, der natürlich und darum gut ist. Wenn der Großgrundbesitzer ängstlich seine riesige Hubenzahl verheimlichen möchte, wenn der kleine Kätner unzufrieden auf seiner mageren Scholle darbt, der ermländische Bauer weiß von all den Problemen der ungerechten Güterverteilung nichts. Eineinhalb bis drei, höchstens vier, und wenn er angekauft hat, mitunter wohl auch fünf Huben groß ist sein Grundstück, selten mehr. Güter gibt es nur wenige und die wenigen haben auch nicht viel mehr Huben, als wenn man zwei Bauerngrundstücke zusammenlegt. Die soziale Frage also gibt es in Ermland nur in sehr beschränktem Maße, eine Aufteilung der Güter kann an Ermland ruhig vorübergehen.

Und noch eins: Der ermländische Bauer ist noch Vollbauer. Er hat noch nicht jene erkünstelte, auf bloßen Profitbetrieb hinauslaufende Trennung vollzogen, die anderwärts den Viehzüchter und den Getreidebauern als nebeneinanderstehende Spezialbetriebe hervorgerufen hat, die so günstig für den einzelnen und so schädlich für die Gesamtheit ist. Für ihn besteht noch der Zusammenhang zwischen Tier und Feld, zwischen Vieh und Acker. Er würde sich nicht für „voll" ansehen, würde er den Feldertrag nicht dazu benutzen, „lebendes Inventar" heranzuzüchten, und andererseits ist für ihn die Aufzucht nicht so sehr Geschäftssache, daß er die Bewirtschaftung seines Grundstücks darauf einstellen wird. Die Viehzucht hat für ihn zunächst den Zweck, seine Wirtschaft mit dem entsprechenden lebenden Inventar zu versehen und nur der Überschuß wandert in den Handel ab.

Diese seine Vorzüge sind dem ermländischen Bauern in gewisser Weise bewußt und er schöpft daraus einen Teil seines Selbstbewußtseins. Nicht wie in andern Gegenden stehen hier über das Land verstreut jene Herrenhäuser, die allein durch ihr Dasein heute noch auf das Gemüt der Landbewohner drücken und ihnen eine Zeit vor Augen führen, da sie diesen Herrenhäusern zu Dienst und Zins verpflichtet und nicht wie heute freie Herren ihres Bodens waren. Im Ermland ist der Bauer selbst der Tonangebende; er hat niemanden über sich; er ist der Träger des Fortschritts; er schafft sich die neuesten Maschinen an, er probiert die neuen Methoden aus; er ist nicht nur das Anhängsel, das hinter den großen Gütern nachgehinkt kommt! Er ist selbst der Mann!

So sehe ich den ermländischen Bauernstand heute an. Damals aber, als ich als Knabe auf das Land kam und in einem großen Dorfe unter lauter, wie mir schien, sehr großmächtigen Besitzern leben sollte, da hatte ich noch viel höhere Vorstellungen davon. Mit Ehrfurcht geradezu schaute ich die villenmäßigen massiven Wohnhäuser an, die manche Besitzer in jener wohlhabenden Gegend schon damals zu bauen begannen und wenn ich einmal mit einem Auftrag in ein solches Haus gehen sollte, dann war mir immer fast feierlich und ein wenig bänglich zumute und ich war nie so ganz sicher, wie ich als armer Junge würde aufgenommen werden. Dann rechnete ich mir zu meiner Ermutigung vor, daß mein Vater doch auch vier, bisweilen sogar fünf Pferde im Stall stehen hatte und nicht die schlechtesten; daß wir ein steinernes Wohnhaus und sogar eine steinerne Scheune hatten, die eigentlich weit besser als die irgendeines großen Besitzers war; und die Kühe, die Schafe, die Schweine, die Gänse, die Hühner, ja, sogar die Katzen mußten herhalten, um einen recht hohen Viehbestand zu errechnen. War ich dann bei 50 und mehr Gesamtexemplaren angelangt, dann hüpfte mir das Herz vor Freude, aber zuletzt kam doch immer die große Enttäuschung und der große Kleinmut: wir hatten keinen Hund! Wahrhaftig keinen Hofhund! Wie das kam, ist mir heute noch unerklärlich. Damals aber war ich der festen Überzeugung, es wären uns bestimmt nicht soviel Hühner, Gänse und Enten weggekommen und von den Zigeunern gestohlen worden, wenn ein Hofhund dagewesen wäre.

Da ich nun also an Hunde nicht gewöhnt war, war der Hund immer die erste Respektsperson, die ich auf den Bauernhöfen traf. Und so manches Mal bin ich über den Gartenzaun geklettert, um nur dem bissigen Türwächter aus dem Weg zu gehen, der da vorn auf der Lauer lag.

So kam es, daß ich manchmal nicht von vorn, wie es sich gehörte, das Haus betrat, sondern von hinten durch die Küche oder die Leutestube. Das war einerseits ganz gut. Denn vorn konnte man mitunter durch drei, vier Stuben gehen und traf keinen Menschen an. In der Küche aber war doch wenigstens immer eine Magd zu finden. Dann gab ich also meinen Zettel von dem Vater ab und vergaß nie, daß der „schön grüßen" ließ. Dafür wurde ich denn meist gut aufgenommen, ein Butterbrot oder ein Stück Kuchen, auch ein Glas Milch oder Kaffee, je nach der Tageszeit, stand bald auf dem Tisch und ich ließ es mir gut schmecken. Denn was nicht „von Hause" war, das war doch immer „mal was andres".

Zuletzt aber kam dann immer der große Augenblick. Dann hieß es: „Nun geh noch und sieh, ob schon die Kirschen oder die Birnen reifen!"

Natürlich war immer etwas reif, und mit vollen Taschen ging's dann nach Hause.

Einen Weg besonders, den zum Gemeindevorsteher, habe ich viele, viele Male gemacht. Der wohnte an die tausend Schritt vom Dorfe entfernt und man ging eine alte, von großen Bäumen eingefaßte Chaussee. Da sehe ich mich hinwandern als kleinen Buben, mit einer Stengelkirsche in dem Mund und nach den Wolken schauend, die in dem blauen Himmel schwammen und die so seltsam weit zu fahren schienen. So wie die Wolken, ging mir auch die Chaussee in die Unendlichkeit hinaus, und das Gehöft des Gemeindevorstehers, das daneben lag, und auch unser großes Dorf, das zu beiden Seiten stand, wie wurden die dann nur zu kleinen Stationchen, um armen Wanderburschen, die wir alle sind, für ein paar Jahrzehnte Nahrung und Obdach zu gewähren.

„Ich komm und weiß nit, woher,
Ich geh und weiß nit, wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin."

Ja ja, je einsamer wir sind, je weniger Menschen wir um uns haben, desto weniger selbstverständlich wird uns die Welt. Ich habe immer gefunden, daß die Menschen auf dem Lande viel vertrauter mit Leben und Tod und all den Welträtseln sind als die in der Stadt. Nur eines ist der Unterschied: die in der Stadt denken darüber nach, die auf dem Land fühlen sie und haben sie stets um sich. Vor allem auch den Tod. Doch darüber ein besonderes Kapitel.

2. Dorfphilosophie.

Also der Tod! Der wurde mir auf dem Lande ganz was Gewöhnliches! Wie oft bin ich beim Sterben dabeigewesen, wie oft habe ich gesehen, wie das letzte Fünklein Leben aus einem Antlitz wich! Man stirbt auf dem Lande öffentlich. Es ist kein Geheimnis, wie es um einen Kranken steht, Nachbarn und Bekannte treten in das Sterbezimmer ein und es ist keine Seltenheit, daß jemand in Gegenwart des halben Dorfes stirbt.

Dafür kommt der Tod aber auch als eine Selbstverständlichkeit. Man stirbt, wenn man alt ist und nicht mehr schaffen kann; man stirbt, wenn der Tod eine Erlösung ist und man ihn selber schon herbeigewünscht hat. Und die da übrigbleiben, die wissen, daß es nicht anders sein kann. So sieht man mitunter nicht eine Träne rinnen, man hört kein Klagen und kein Seufzen. Wozu auch? Geschieht doch nichts, was man nicht vorher gewußt und worauf man sich nicht eingerichtet hat, nichts, was außerhalb des natür-

lichen Rahmens der Dinge fällt. Dasselbe natürliche Hinnehmen wie bei der Geburt zeigt sich auch beim Tode. Es wird gar kein Aufhebens davon gemacht, weder von dem einen noch von dem andern.

Aber die letzte große Ehre, die versagt man deshalb dem Toten nicht. Sein ganzes, lebenslanges Schaffen und Arbeiten wird im Leichengepränge anerkannt; die Glocken läuten tagelang, der beste Wagen und die besten Pferde ziehen ihn zu Grabe, der Geistliche erscheint im vollsten Ornat und unter der Teilnahme des ganzen Dorfes senkt sich der Sarg in die Erde.

Und damit ist denn dieses neue Grab ein Bestandteil des Dorfes geworden. Nicht abseits liegt es, nicht an bestimmten Trauertagen nur wird es aufgesucht, nein, an der Kirche liegt es, an dem Wege, der Tag für Tag, Sonntag für Sonntag begangen wird. Spielende Kinder, arbeitende Menschen sieht das Grab um sich; es nimmt am Feierklang der Glocken teil, es hört die Orgel aus der Dorfkirche. Der Tote wohnt friedlich neben dem Lebendigen, es gibt kein kaltes Getrenntsein durch düstere Grabesluft.

Und wenn der Tote dann in der Erde ruht, dann kommen die Lebenden wieder zu ihrem Recht. Dann gibt es den „Zerm“, das — man möchte fast sagen berüchtigte — Totenmahl, bei dem die Stimmung der Gäste oft so wenig den schwarzen Röcken zu entsprechen scheint, das infolgedessen allmählich in einen Ruf gekommen ist, als ob es von der unersättlichen Eß- und Trinklust der Bauern und der dabei zutage tretenden abgestumpften Gemütsart zu erzählen wisse.

Ob dabei nicht ein großes Mißverständnis unterläuft? Ob wir da nicht ein Urteil fällen von einem Standpunkt aus, der der Gemütsart Alt-Ermlands nicht gerecht wird? Es ist keineswegs Roheit und Gemütlosigkeit, die in diesem oft geradezu auf Fröhlichkeit hinauslaufenden Zerm drinliegt, sondern es ist nur eine von der heutigen und der städtischen Auffassung allerdings grundverschiedene Vorstellung vom Tode. Und zwar eine natürlichere Vorstellung. Oder will man das natürlich nennen, wenn wir Städter den Tod so weit von uns abgesteckt haben, daß wir selbst den Gedanken daran mit ausgestreckten Armen weit von uns weisen, daß wir jeden Todesfall als einen unbarmherzigen Gewaltakt der Natur ansehen, über den wir, als wäre wieder einmal ein Recht auf Unsterblichkeit verletzt, gebührend klagen müssen? Ist nicht fast unser ganzes Leben ein unbewußter Versuch, den Tod zu überlisten? Staffieren wir den Tod nicht, wenn er nun einmal kommt, zu einem gesellschaftlichen Ereignis aus? Nur leider, der Tod bleibt, auch wenn er neuerdings auf unserer Bühne in Gehrock und Zylinder auftritt, so natürlich und so unzivilisiert und so alltäglich, wie er immer war, und da begegnet ihm man auf dem Lande eben in einer dementsprechenden Weise; man gibt ihm ruhig, was ihm gehört, sieht aber gar keinen Grund, etwas Natürliches und Alltägliches zu einem Ereignis aufzubauschen. Das ist kein Augenschließen vor dem Tod, sondern das ist im Gegenteil höchste Vertrautheit mit dem Tod.

Ja, es steckt ein gut Teil unbewußter Philosophie in diesem Zerm. Dorfphilosophie.

3. Vom Baukästlein der Natur.

Wenn man eine Reihe von Dörfern miteinander vergleicht, wird man eine merkwürdige Übereinstimmung in der Anlage finden. Da ist die „Hauptstraße“, die fast immer von einer Chaussee gebildet wird, dann der übliche, seitwärts im Bogen ausholende und dann wieder in die Chaussee mündende Nebenweg, die zweite Hauptstraße, und endlich die üblichen, wie die Adern in einem Blatt sich verzweigenden Weglein, die ein jedes auch mindestens ein oder zwei Kaluppen neben sich stehen haben. Man soll ein Dorf nur einmal „zergliedern“, dann wird man sehen, welch eine wunderbare organische Anlage solch ein Dorf enthält!

Nein, es gibt nichts Zufälliges an einem Dorf. Nicht einmal Ort und Stelle, wo es steht, sind zufällig. Mein Dörfchen verdankte sein Dasein einer Abzweigung von der Hauptchaussee, die nach Westen bog und die, gleichfalls eine Chaussee, nach einem der wichtigsten Orte des mittleren Ermlands führte, während die Hauptchaussee geradewegs aus dem Ermland heraus nach Königsberg ging. Ja, mein Dörfchen lag an einer großen historischen Straße, einer der beiden großen Straßen, die dazu dienten, die vier Winkel Ostpreußens miteinander zu verbinden. Und erst die später in denselben Richtungen verlaufenden Bahnen, die Thorn—Insterburger und die Südbahn, haben den Chausseen ihre Wichtigkeit genommen. Aber was noch von der vergangenen Herrlichkeit zeugte, das waren die gewaltigen alten Chausseebäume, die wohl hundert Jahre und darüber alt sein mochten, das waren die noch deutlich erkennbaren Zollhäuser, in denen jetzt Chausseeaufseher und ähnliche Beamte wohnten, und das war endlich die immer noch durch das Dorf trabende Kariolpost, die uns mit der Welt verband und die nicht nur Briefe und Pakete, sondern auch gelegentlich die frischen braunen Semmeln mitbrachte. Ja, die Semmeln, das muß ich rasch nebenbei erzählen!

Wenn also die Kariolpost oder der Semmelmann mit frischen Semmeln vor dem Krug stand, dann war in wenigen Minuten das ganze Dorf auf den Beinen. Es war nicht viel anders, als wenn heutzutage nach Fleisch oder nach Milch „gestanden“ wird. Und es gab auch damals schon die heute so wohlbekannten Kniffe — man sieht, es ist alles schon dagewesen! Wir Kinder also verstanden uns an die Krugwirtin anzuschmeicheln — sie war eine herzensgute alte brave Frau, ich muß ihr hier ein Denkmal setzen, sie hieß Frau Graw — die Wirtin also hatte uns Kinder besonders ins Herz geschlossen, vielleicht weil wir aus der Stadt kamen, und so wurden denn stets die schönsten, knusprigsten Semmeln für uns beiseitegelegt und wir hatten sie dann, wenn der Zustrom sich verlaufen hatte, nur abzuholen. Ja, mit besonderer Liebe fügte sie wohl noch für einen jeden von uns einen kleinen Bäckerkuchen hinzu, der dann den Inbegriff alles Wohlschmeckenden darstellte.

Warum ich das erzähle? Weil diese Semmeln, das ist mir später klar geworden — das erste Verführungsmittel, und zwar ein ganz gewaltiges, waren, womit die Stadt ihren Eroberungsfeldzug auf dem Lande antrat. Welche Sensation rief es nicht hervor, als schließlich der Semmelmann sich als eine ständige Einrichtung von seiten der nahen Stadt ankündigte! Die armen Dörfler wußten nicht, daß man dem städtischen Wesen nur einen Finger zu reichen braucht, um gleich mit Haut und Haar verschlungen zu werden. Doch davon später.

Also so ein Dorf ist ein kleines Wunder der Planmäßigkeit, sagte ich. Allzu planvoll aber ist auch wiederum nicht gut. Und so gibt es denn fast in jedem Dorf etwas, das sich in anmutigster Weise mit dieser Planmäßigkeit auseinandersetzt und die schönsten Schnörkel mitten in die verständig laufenden Wege setzt: das ist das Dorfbächlein. Ja, mitten durch läuft es mitunter, kreuz und quer. Und so passierte es denn meinem Dörfchen, daß es, um den

kleinen Unhold zu überwinden, nicht weniger als vier Brücken bauen mußte, die kleinen Stege und Übergänge nicht mitgerechnet. Eine davon hatte sogar steinern gemauert werden müssen, mit einem großen Bogen, um das Wässerchen durchzulassen.

Und wenn es sich dann durchs Dorf geschlagen hatte, dann plätscherte es in die Wiesen und Felder hinaus. Wenn ich mir die nun vorstelle, dann ist es mir merkwürdigerweise mit einem Male immer, als wenn ich die Welt begreife. Die stillen, vom Sonnenschein überspielten Wiesen mit den Bienen und den Schmetterlingen, die nickenden Gräslein mit dem Scharbockskraut und den kleinen Gänseblümchen, die reifenden Kornfelder und die Rübenfelder, das ist alles so einfach und so selbstverständlich, das ist alles so klar zu durchschauen wie die Luft an einem hellen Sommertag. Da nagt den Menschen kein fremder Zweifel an, da steht er auf einer Flur, die ihm nie etwas Böses getan hat und auch nie etwas Böses tun wird. Da kennt er mit einem Male die Welt.

Vielleicht ist es doch so, wie man mitunter gesagt hat, daß alles Übel aus der Welt verschwinden würde, wenn jeder nur den ihm vom Herrgott zugedachten Fleck Erde besitzen könnte.

Dann aber müßte auch ein jeder einmal ein Dorfjunge gewesen sein. Und vielleicht wäre das tatsächlich ein hochschätzbares Gut. Denn aus der Mutter Erde saugen wir alle unsere beste Kraft. Wer nur auf Asphalt oder auf Steinen wächst, der ist und bleibt etwas wie eine Treibhauspflanze, das tiefe Wurzelfassen in der Scholle kennt er nicht, seine Seele ist nicht braungebrannt von dem ewig großen, ewig weiten Himmel, sein Auge ist nicht voll gesättigt an den kleinen „Wundern" der Natur, die nur für die Städter Wunder sind. Seine Naturfreude ist ein Festtagsgefühl, seine Naturkenntnis ein Studium, seine Naturverwandtschaft ist ein poetisches Gefühl, aber er ist nicht Natur.

Immer mehr erscheint mir, je länger ich darüber nachdenke, Alt-Ermland wie ein kleines, kostbares, aus alten Zeiten herübergerettetes Baukästlein der Natur.

4. Schluß.

Es war einmal . . . Jaja, eine Wahrheit steht nun einmal fest auf Erden und wer etwas unzweifelhaft Richtiges aussprechen will, der braucht nur zu sagen: „Die Zeit vergeht", oder, was so ziemlich dasselbe bedeuten will: „Es ist doch nichts von Bestand auf dieser Welt."

Mit den städtischen Semmeln fing es an. Mit diesen Leckerbissen begann die Stadt das Land zu erobern und alles mögliche andere kam nach. Der eine oder der andere im Dorf begann sich ein Sofa zu kaufen, womöglich noch ein Paar Sessel dazu, und richtete sich einen „Salong" ein, in dem das Sofa und die Sessel hilflos zwischen lauter Unbekannten — als da waren: Ofenbänke, Holzschemel, Schlafkommode — standen. Das erste Klavier — ein merkwürdiges Ereignis! — hielt seinen Einzug in dem Dorf und bald flatterten auch seidenfeine weiße Tüllkleiderchen um die braungebrannten Nacken der Dorfmädchen, — als ob sie entsetzt gleich wieder davonfliegen wollten, so erschraken sie vor der braunen Farbe, die sie zu bedecken hatten.

Und dazu all das Drum-und-Dran. Der eine fing mit einem Male an „hochdeutsch" zu sprechen, der andere setzte sich einen Hut statt einer Mütze auf, der dritte zeigte seine Verlobung durch gedruckte Karten an, ja, einer setzte sogar den Tod seines Schwiegervaters in die Zeitung.

Die Alten aber, die das nicht mitmachten, die saßen still im Winkel und erzählten einander, daß sie die Zeit nicht mehr verstünden.

Und wir? Wir sagten unserm Dörfchen auch so langsam Lebewohl. Das Klavier, das in dem Dorf ankam, das, glaube ich, war die Verkörperung des neuen bösen Geistes, der uns heraustrieb. Es ist so schön, sich vorzustellen, daß man den Tod des altermländischen Dorfes erlebt und sich, als es zum Sterben kam, wehmütig zurückgezogen hat. Und wenn in Wirklichkeit auch ganz andere Gründe meine Eltern bewogen haben, das Dörfchen zu verlassen, so trifft es doch merkwürdig mit dem Beginn einer gewissen Dorfzeitwende überein.

Ich glaube heute noch vor Augen zu sehen, wie eines Morgens unser ganzer Hof voll von Geräten und Maschinen war, die während der Auflösung unserer Wirtschaft nicht hatten verkauft werden können. Diese sollten nun mittels einer Auktion verkauft werden. Es ist eines der traurigsten Schauspiele, die es gibt, wenn Gegenstände, die uns gehört haben, nicht verkauft, sondern versauktioniert werden. Eins nach dem andern der Stücke, an denen soviel Leid und soviel Freude, manche Kinderträne und manches Glück hängt, wird vor den Augen einer großen Menge hochgehalten, mit kalten Worten abgeschätzt, und dann hageln die Zahlen darauf nieder; manchmal kommt auch nur eine einzige Zahl und für einen Spottpreis geht ein Ding, das uns so kostbar war, dahin. Es ist, als werde man selber vor aller Welt ausgeboten.

Ich weiß nicht, aber wenn ich zurückdenke, glaube ich, auch mein Vater war todtraurig bei diesem Geschäft. Mancher Bauer aber ist auf diese Weise zu einer der bis dahin so sehr verpönten Maschinen gekommen. Ja, unsere Auktion, es muß zugegeben werden, gab Alt-Ermland auch einen Stoß: die moderne Wirtschaft, die durch meinen Vater in dem Dorf so kräftig angeregt worden war, wurde dadurch verbreitet. Die Landwirtschaft nach dem Buch fand man allmählich doch nicht so ganz ungescheit.

Bis auf einen kaum nennenswerten Rest wurde alles verkauft. Am Abend des Tages standen Hof und Scheunen leer. Die Pferde, zuletzt mein Lieblingspferd, das mir den ersten großen Trennungsschmerz meines Lebens bereitete, waren schon vorher dahingegangen. Nun standen wir und hatten nichts als die Hoffnung auf die Zukunft. Die Dorfjungenzeit mit ihren großen Tummelplätzen und ihren weiten Horizonten und auch wieder mit ihrer zwerghaften Enge war vorüber. Ich glaube aber, wir alle verdanken in irgendeiner Weise dem Dorf mehr, als wir vermuten. —

Vor kurzem blätterte ich in einer freien Stunde einmal im Telephonverzeichnis. Und sieh, da stand mein Dorf verzeichnet. Und war es zu glauben? Mein Dörfchen war mit nicht weniger als einem Dutzend Drähte an die Welt geknüpft. All die wohlbekannten Namen, die Söhne der Väter, die damals lebten, standen da verzeichnet und ich hätte einen, vielleicht einen, mit dem ich zusammen die Dorfschulbank gedrückt habe, anfragen können, wie es dem Dörfchen gehe. Ich habe es nicht getan. Wenn ich einmal mein Dörfchen wiedersehe, dann will ich still und unerkannt die wohlbekannten Wege gehen, um in aller Heimlichkeit wiederzufinden, was vor vielen Jahren „mein einst war".

Das Telephon aber ist mir ein hoffnungsvolles Zeichen. Jawohl, trotz aller Erinnerungen, trotz des Andenkens an die gute alte Zeit: Vorwärts! ist die Parole! Telephon, Überlandzentrale, Wasserleitungen, mögen sie zehnmal das Dörfchen der alten guten Zeit erdrosselt haben, es sind Kräfte, und Kräfte bedeuten Leben! Kein Bedauern über das, was war! Vorwärts! — dann kramen wir in stiller Stunde auch mal wieder Erinnerungen aus.

Das heilige Buch. / Von Johannes Dziubiella.

Mein Vater liebte ein altes Buch,
Drin las ich als Kind manch vergilbten Spruch.

Harte Hand hatte fest die Feder geführt,
Da war nichts gekünstelt, nichts geziert.

Aber was ich las, hat sich in mein Herz gebrannt:
Treue und Liebe und Heimatland.

Und wer sie geschrieben, die Worte schwer? —
Sie stammen von meiner Familie her.

Eine Heimatbibel, ein heiliges Buch!
Jetzt erst versteh' ich jeden Spruch.

Heute weiß ich und glaube fest,
Daß kein Kind Vater und Mutter verläßt.

Michael Pogorzelski. / Von W. H.

Unsere Heimat Ostpreußen hat schon manchen großen Mann hervorgebracht, dessen Ruf weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes in die weite Welt hinausging, aber keiner hat sich in seiner engeren Heimat einer derartigen Volkstümlichkeit erfreut wie der Rektor und nachmalige Pfarrer Michael Pogorzelski. Obgleich über 120 Jahre seit seinem Tode verflossen sind, hat sich seine Popularität bis auf den heutigen Tag erhalten und im Volksmunde sind seine originellen, drastischen Predigten und Dichtungen — leider nur bruchstückweise — immer noch im Umlauf. Er war ein echter Sohn Masurens, sowohl in bezug auf äußere Gestalt wie in Charakter und Lebensweise. Im Jahre 1737 wurde er in Lepacken bei Lyck als Sohn eines Eigenkätners geboren. Er wuchs nicht anders auf wie jeder Bauernjunge, wurde groß und stark, genoß aber anfangs so gut wie keinen Schulunterricht. Da er aber einen hellen Kopf hatte und sich sehr lernbegierig zeigte, wurde gelegentlich einer Kirchenvisitation der Pfarrer von Stradaunen auf ihn aufmerksam. Diesem Herrn fiel vor allem auch die vorzügliche musikalische Begabung des Knaben auf und von diesem Augenblick an trat die erste Wendung im Leben des kleinen Michael ein. Auf Veranlassung des Stradauner Pfarrers wurde er auf das Gymnasium nach Lyck geschickt und machte dort solche Fortschritte, daß er nach beendetem Besuch der Schule mit dem Reifezeugnis in der Tasche die Universität in Königsberg beziehen konnte. Auch hier bestand er mit Glanz alle Examen, nur in einem Punkte wollte es durchaus nicht klappen, und das war die deutsche Sprache. Bis an sein seliges Ende stand Pfarrer Pogorzelski mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuße. Er hat sie nie zu beherrschen gelernt und redete stets, wie ihm der Schnabel gewachsen war, ein Umstand, dem er nicht zum wenigsten seine Popularität verdankte. Nichtsdestoweniger wurde er einstweilen Rektor in Kutten im Kreise Angerburg. Der neue Rektor gewann sich bald durch seine Herzensgüte und Hilfsbereitschaft die Achtung der ganzen Gemeinde. Freilich, wo es not tat, da wußte er auch andere Seiten aufzuziehen. Lagen zwei Bauern im Prozeß miteinander und verstritten lieber ihr ganzes Hab und Gut, ehe denn einer nachgab, so griff der Herr Rektor Pogorzelski vermittelnd ein. Gelang dann die Versöhnung nicht in gutem, dann soll der Überlieferung nach oft die kräftige Hand des Rektors so energisch mitgesprochen haben, daß die streitenden Parteien schleunigst Frieden schlossen und auf alle weiteren handgreiflichen Beweisgründe verzichteten.

Im Jahre 1778 wurde Pogorzelski die Pfarrstelle in Kallinowen übertragen. Ein glücklicher Zufall spielte dabei mit. Auf einer Inspektionsreise war dem Kommandanten von Lyck in Kutten ein Rad seines Wagens zerbrochen. Der erste, der ihm hilfreich beisprang und durch seine Tatkraft das beschädigte Gefährt bald wieder brauchbar machte, war der Rektor Michael Pogorzelski. Bei dieser Gelegenheit lernten sich die beiden näher kennen und der Kommandant entdeckte in dem einfachen, derben Mann einen solchen reichen Schatz von Bildung, Wissen und Lebenserfahrung, daß er sich höheren Ortes für ihn verwandte. Die Folge davon war die Übertragung der genannten Pfarrstelle.

Genoß Pogorzelski schon als Rektor den Ruf eines Originals, so wurde er nun als Pfarrer erst recht weit und breit volkstümlich infolge seiner höchst gelungenen deutschen Predigten. Wie wir bereits erwähnten, war ihm die deutsche Sprache nicht geläufig. Er predigte daher anfangs masurisch, bis ihm eines Tages vom Konsistorium auferlegt wurde, deutsch zu predigen. Als gehorsamer Diener in dem Herrn kam Pogorzelski dieser Aufforderung unverzüglich nach, aber wenn die Herren vom grünen Tisch des Konsistoriums geahnt hätten, was dabei zum Vorschein kam, sie hätten sicher auf alle deutschen Predigten Pogorzelskis verzichtet und ihn ruhig weiter masurisch reden lassen. Aber Pogorzelski hatte nun einmal angefangen und predigte lustig deutsch weiter. Was er sagte, war inhaltlich einwandfrei. Das Originelle war die derbe, drastische Form, in die er manchen hohen Gedanken kleidete, und daneben sein fehlerhaftes Deutsch. Aber, wie es auch sein mochte, er traf damit den Weg zum Herzen seiner Zuhörer. Der Zulauf zu seinen Predigten wurde größer und größer. Mochte mancher nur aus Neugierde kommen oder in der Erwartung, sich zu amüsieren — wenn er die Kirche verließ, war er in der Regel ernst und nachdenklich geworden durch die eindrucksvollen Worte des Pfarrers. So trug Pogorzelski durch seine mit humoristischen Bildern reich ausgestattete Art des Predigens, seine kräftige Redeweise und Deutlichkeit unzweifelhaft mehr den Samen des Wortes Gottes unter die Leute als viele seiner Kollegen mit wohlgesetzten Worten und gewandter Satzbildung. Man schrieb sogar den Text seiner Predigten mit und verbreitete sie unter der Bevölkerung. Leider ist uns davon nur recht wenig und nur stückweise erhalten.

Eine seiner Predigten begann mit folgenden Worten: „Meine liebe Gemeinde! — Ich will euch heute erzählen von Nuß. Nicht von Haselnuß, auch nicht von Wallnuß, nicht von Betrübnuß oder Ärgernuß, sondern vom heiligen Johannus!"

Als der Pfarrer von Ortelsburg starb, widmete Pogorzelski ihm an seinem Grabe vor einem zahlreichen Trauergefolge nachstehende Worte:

O weh Dir, Ortelsburg Gemein!
Du hast verloren Pfarrer dein,
Maul zu, was hat gelehret Gott,
Geschlossen ist das Auge tott!
So blüht im Garten Rosenstock,
Springt zu, frißt ab der Ziegenbock;
So fraß auch mitten im Lebbenslauf
Der Tott den sel'gen Pfarrer auf.
Nun liegt er da auf Gottes Acker;
Pfui, Tott — du Racker! —

Kreiz, Jammer und Elend sind die drei Windhund menschlichen Lebbens mit was wird Mensch gehätzet und gejaget wie Hasen auf Bartolomäusjagd. Kaum geboren, so lassen wir vor uns hergehen, Klagen und Angsttrillers. — Da laufen die Thränen vom Dachrinnen unserer Augen wie Buttermilch aus zerplatzte Butterfaß und wenn wir sich haben lange genug wie kleines Mauskätzchen gewärmt an Feuerherd dieser Erde, kommt zuletzt Koch Tott, schmeißt uns in den Kessel des Grabbes wie polnische Krebse, da wir müssen so lange verkulieren, bis nichts mehr is von uns, wie Hand voll Dreck! — —

Quid est vita humana? Was ist menschliche Lebben? Menschliche Lebben ist Wind im Bauch — drück zu — puhps —! Consumatum est! Quid est vita humana! Was ist menschliche Lebben? Menschliche Lebben ist Theerpaudel an Waggen; — schlicker, schlacker, schlicker und schlacker — Bums! liegt auf Erde. — Item quid est vita humana? Was ist also menschliche Lebben? Menschliche Lebben ist baufällig Strohdach! Kommt Wind — pardauz — fallt um! —

Lenken wir unsere Gedanken auf selig Verstorbenen, was wunder, wenn wir lassen halb Battaljohn Seufzer marschieren aus Corps du Garde unserer Herzens. War er gleichsam Wegweiser, auf Kreizweg des Lebens schmalen Weg weisend und sein purpurfarbenes Antlitz glänzte wie Pomuchelskopp im Mondschein. — War er gleichsam Brotpfanne, darin das feine Mehl wahren Glaubens wurde gebacken. — — Er erhob seine Stimme, wie altes Garnisondrummel und seine Worte durchdrangen alle Ohren, wie schön gespieltes Brummtopf. — Nun lassen wir unseren selig Verstorbenen in seinem hölzernen Schlafrock, wie Aff im Windelhemde, bis heiliger Xaverius ihn reißen wird mit die Zangen des Verdienstes aus seinen dusteren Gewölbe! — — Amen! — Amen! —

Wie die vorstehende Leichenpredigt mit einigen gereimten Zeilen beginnt, so hat es Pogorzelski anscheinend sehr geliebt, seine Ansprachen mit Gedichten zu durchsetzen. Er selbst hat eifrig und viel gedichtet, sowohl in masurischer als auch in deutscher Sprache. Viele seiner poetischen Gedanken sollen heute noch im Volke von Mund zu Mund weitergetragen werden. Am bekanntesten ist sein „Gedicht, im Dunkeln gemacht", vielleicht das einzigste, das sich bis in die Jetztzeit vollständig erhalten hat:

Ich saß in Dunkelheiten
Und dacht an Ewigkeiten,
Da kam ein Wanzker bunter
Ganz kühn an Wand herunter,
Kam nah mir vors Gesicht,
Da macht ich dies Gedicht.

Wir Menschen sind wie Wanzker
Oft keck, oft kein' Courage,
Sind oft recht dumme Hansker
Und doch von hoch Etage,
Sich gerne mögen zeigen,
Als wärens Wunder was;
Und ist doch still zu schweigen
Von solchem Hoheits-Spaß.
Heißt mancher groß und edel,
Gar stolz herumspaziert,
Und hat doch nichts im Schädel,
Von Tugend nicks passiert.

Denn wenn man recht drauf achtet,
Ist kein Johann'swurm nicht,
Vielmehr, nah'bei betrachtet,
Kommt Wanzker vors Gesicht.

Drum laßt euch gar nicht blenden
Von solcher Gloria;
Merkt ab, bis sich wird enden
Die ganz' Historia.
In kurzem geht's bergunter,
Denn Menschenleben rennt,
Oft ist man fix und munter,
Und wie sieht's aus am End?

Moral:

Einst kommen Ewigkeiten. —
Wohl dem, der, wenn Tod winkt,
Hat gut Geruch bei Leuten
Und nicht wie Wanzker stinkt.

Michael Pogorzelski starb im Winter des Jahres 1798 als Opfer seiner Herzensgüte. Auf dem See war ein Schlitten mit Pferden und Insassen durch das Eis gebrochen. Der einzigste, der sich getraute, den um ihr Leben Kämpfenden Hilfe zu bringen, war Pogorzelski. Ein Seil um die Brust geschlungen, wagte er sich auf das Eis und es gelang ihm, bis auf den Schlitten, alles, Menschen und Tiere, an das sichere Land zu bringen. Als er aber selbst nach vollzogener Rettung den festen Boden wieder betrat, rührte ihn infolge der Aufregung der Schlag.

Was uns das Bild des urwüchsigen, aufrechten Pfarrers Michael Pogorzelski besonders lieb und wert macht, das ist sein kerndeutsches Wesen. Mochte er auch mit der Sprache nicht ganz zurecht kommen, als echter Masure hing sein ganzes Fühlen und Denken an dem Lande, dem von Menschengedenken an seine Väter und Landsleute in unverbrüchlicher Treue angehört hatten, dem deutschen Vaterlande, der deutschen Heimat. Und darum sei auch heute seiner gedacht in der Zeit des Kampfes um die heimische Scholle. Möge der gerade deutsche Sinn eines Michael Pogorzelski, seine vorbildliche Tatkraft und sein fester Wille mit seinen Nachkommen sein am Tage der Entscheidung!

Tannenberg. / Von Erich Klein.

Seenwasser wellt in seinem Bett wie schweres Blei.
Mit trüber Harfe haucht ein Wind im Rohre.
Von Hügeln ziehen Nebelwolken tief vorbei
Und decken fernes Land wie Trauerflore.

Die Nebelwolken weinen auf die Erde,
Die Wellen schluchzen müd' dem Ufer zu,
Der Wind hängt sich mit zitternder Gebärde
Um Grabeskreuze über Totenruh.

Die Erde löst sich in des Himmels Tränen,
Und leise, leise quillt 's aus ihr empor
Und irret wie ein wegeloses Sehnen:
Arme Seelen flüstern mit dem Wind im Rohr.

Ermländisches. / Von stud. rer. germ. H. Schrade.

Der Spiegel der Volksseele ist die Sprache. Sie wirft ein gar getreu Abbild von dem, was urwüchsig und nur dem betreffenden Volke eigentümlich ist, und ebenso von dem, was fremd und übernommen, unvölkisch. In noch höherem Maße, krasser zeigt es der Dialekt. Ein wild übersprudelnd Kind hier, ein lässig gedehntes dort, bald ein fein zärtliches, bald ein rauh zupackendes. Aber alles Kinder einer Mutter. Es ist ein traurig Zeichen unserer Zeit, daß sie alle diese eigenartigen Kinder unerzogen nennen möchte. Mit andern Worten: die Zahl der Dialektsprechenden nimmt fast von Jahr zu Jahr ab, man spricht lieber (um von unserem Volke zu reden) „hochdeutsch", weil es „gebildeter" ist. Man beginnt sich der Leute seines Heimatortes zu schämen . . . um der lieben Bildung willen; denn: man kann doch nicht! und: wie unfein! Da gilt es zu retten, was noch zu retten ist, um jene dialektsprachlichen Köstlichkeiten wenigstens der Erinnerung festzuhalten, wenn sie längst auch nicht mehr im Volksmunde leben. Die Berliner Akademie der Wissenschaften arbeitet schon seit Jahrzehnten mit unsern besten Gelehrten an diesem Rettungswerk. Und nicht nur sie allein. Nach dieser Feststellung wird es anmaßend erscheinen, wenn hier einige Dürftigkeiten angebracht werden, die zumal nicht einmal alle eigenem Aufhorchen zu verdanken sind. Doch vielleicht trägt auch diese bescheidenste Gabe etwas bei. Zunächst sei ein kleiner Kinderspaß erzählt, der in der Braunsberger Gegend seine Heimat hat.

Es kommt wohl oft vor, daß ein älteres Kind von einem jüngeren um die Erzählung eines Märchens gebeten wird. Sei es nun, daß es dem Älteren gerade nicht recht ist, ein Märchen zu erzählen, sei es, daß es kein Märchen genau weiß, sei es, (und das wird wohl immer der Hauptgrund sein) den weinenden Bitter zu foppen, beginnt das Ältere recht geheimnisvoll also: „Es woa ne mol e Paua (Bauer) on e Uhl, mußt oba gutt ofpasse." Das Kleine horcht auf, die Augen blicken fragend auf die erzählenden Lippen. Das Große hustet, macht einen umständlichen Räusper und beginnt abermals von neuem: „Es woa emol e Paua on e Uhl. Da Paua soß en enem Winkel on de Uhl em angere, mußt oba gutt ofpasse!" Das Kleine rückt sein Stühlchen näher an das Große heran, lacht gespannt, denn das Große macht zum zweiten Male eine Atempause, räuspert sich ganz hinten in der Kehle, was sich wie ein glucksendes Kichern anhört, setzt aber gleich wieder ein ernsthaftes Gesicht auf und fährt fort: „Es woa emal e Paua on e Uhl; da Paua soß en enem Winkel on de Uhl em angere; doh kikt da Paua de Uhl an on de Uhl de Paua, mußt oba gutt ofpasse!" Das Ältere muß schon wieder einhalten, das Jüngere wird immer gespannter, das Ältere beginnt mit aller Ruhe zum dritten Male von neuem und kommt nur um einen Satz weiter, den es wieder mit „mußt oba gutt ofpasse" beschließt. Da merkt denn endlich das kleine Dummerchen, daß es angeführt wurde.

Aus dem großen ermländischen Märchenschatz sei nur eines erzählt, das man übrigens mit Grimm vergleichen möge.

Vor langen, langen Jahren zog einmal ein lustiger Bursch durchs Ermland, der Hans hieß und eine Fiedel besaß. Diese Fiedel verstand er so schön zu spielen, daß alle, so ihm zuhörten, zu tanzen anfangen mußten. Dadurch hatte Hans eine große Macht über die Leute. Einmal ging ihm die Lust an, seine Macht an einem armen Juden auszulassen. Er nahm seine Geige und spielte einen wirbelnden Tanz auf. Der Jude mußte tanzen, wie Hans es wollte. Und Hans spielte und ging, und der Jude tanzte hinterher. Da kamen sie zu Dornbüschen. Hans blieb stehen, so daß der Jude nun unter den Dornen tanzen mußte, bis er sich ganz blutig getanzt hatte. Davon kam die Klage an den hohen Gerichtshof. Der berief den Fiedler Hans vor seine Schranken, um ihn gerechtermaßen zu verurteilen. Die Strafe viel sehr hart aus. Der Jude freute sich, denn er war bei der Gerichtsverhandlung dabei. Da bat Hans die gestrengen Richter, sie mögen Mitleid mit ihm haben und gewähren, daß er noch einmal seine Violine sehen dürfe, ehe er für viele Jahre ins Gefängnis müsse. Obwohl der Jude vor der Willfahrung der Bitte warnte, gaben die Richter Hans doch noch einmal seine Fiedel. Kaum hielt er sie in den Händen, als ein schadenfrohes Lachen über sein Gesicht lief. Dann hub er zu spielen an. Erst langsam und zögernd. Die Gerichtsherrn spitzten die Ohren und verspürten ein seltsames Zucken in den Beinen. Nach einer kleinen Weile spielte Hans schneller und nun mit jedem Strich immer wilder, wilder, bis die Töne wie Millionen kleiner, unsichtbarer Wirbelteufelchen um ihn herumhüpften. Und siehe da: als die Geige immer toller spielte, wurden die Gerichtsherrn unruhiger und unruhiger. Schließlich konnten sie nicht anders, sie mußten tanzen. Der Jude natürlich mit. Die Beine der ehrwürdigen Herren flogen wie Holzklötze nach allen Richtungen. Der Schweiß rann über ihre feisten Gesichter von der ungewohnten Hopserei in Strömen. Doch Hans ließ nicht locker, so schnell es ging, strich er den Bogen. Da rief der Jude, der kaum mehr weiter konnte, mit hoher Fistelstimme:

Sogt ech nich, sog ech nich,
Göb dem Hans dös Fiedelche nich!

Hans spielte, bis alle vor Ermattung umsanken. Dann tat er noch drei lustige Striche auf seiner lieben Fiedel, lachte auf über den komischen Anblick der durcheinandergewürfelten Arme, Beine, Bäuche, die all den hochehrsamen Gerichtsherrn gehörten, und machte sich aus dem Staube.

Hermann Frischbier erzählt folgendes pikante Fragespiel.

„Kannst du hinter jedem Satze, den ich dir vorsage, ‚ich auch' sagen?" — „Ja." „Nun, so versuche es."

Oeck ging ön e Woold. Oeck ok.	Oeck boet (bohrte) e Lockle dörch. Oeck ok.
Oeck krop op e Boom. Oeck ok.	Oeck scheet dörch. Oeck ok.
Oeck nehm e Brettke möt. Oeck ok.	De ohl Su kem on freet et op Oeck . . .

Der Dumme und Unaufmerksame sagt auch hinter dem letzten Satze „ich auch", der Gewitzte spricht: „ich nicht".

In der Gegend von Heilsberg hörte ich einige humorvolle Redensarten: 1. „Dat is meine Mutta ganz recht, dat mer de Fieß friere, wat steppt se me nich de Strimp." — 2. „Na Kick dem Krät von Jung, geiht inne Kirch un pfeift!" — 3. „Dat merkt ich gleich beim erschte Mutzkopp, dat et werd Priegel gewe." — 4. „Elsache, mach dem Fritzache de Bixache zu." — 5. „Da sitt jo faßt aus, wie der Tot vonn Kiewte." (Kiwetten ist ein Kirchspiel bei Heilsberg. Dort stand auf der Kirchhofsmauer das Bildnis des Todes. Von dort her stammt jene Redensart, die man bekanntlich beim schlechten Aussehen eines Menschen braucht.)



Allenstein: Im Schloßhof.

Der ermländische Volksmund formt Rätsel wie etwa diese:

Acht Füß on ene Zogel,
Rot, was es das ferre Vogel? (Frosch u. Maus.)

Stallche von weiß Hirnaches on et rot Honche damang. (Zähne und Zunge.) Da Pipop und da Quarop, de rennte gehof ob ennen Berg rof. (Maus und Frosch.) Zwesche zwe Berg leit ne abgeschung Kuh. (Teig im Backtrog.) Es geiht ungre Brück on hot e rot Rockche an. (Der Krebs.) Acht Pferd können's nich schleppe. (Knäuel, dessen Faden abgewickelt wird.)

H. Frischbier zeichnete auf: Schwerhörig.

Gutte Morge, Ala!
Es schlagsche warm.
Ala, bring jê dêne Osse ta vakêpe?
Na freilich kann he stête.
Wî âlt es he?
Vêrtien Thâla.
De Kêrdel es ja doll!
Na freilich wea he en Boll, ech liß em schneide.
Möt dem Ala es ja nuscht zu mache!
De Mutta såd, minger soll ich ihm nich lasse.

Zum Schluß seien noch einige Kinder- (Abzähl- und Plapper-) reime aufgeführt:

1.

Lieber Muschka, gib e Kuschcha,
Das nich de Mutta sitt!
Wenn de Mutta nich wat sâne,
Wa ich dich a Kuschcha gâne.

2.

Rohe, rohe Racka,
Flieg ewre Acka,
Flieg vor Königs Thoa,
König holt es Nea joa,
Flieg enne Himmel,
Bring e Kringel,
Mea ene,
Dea ene,
Unsa griese Puschkekatz ene.

3.

Dem Fietkau ös de Kobbel dôt,
Hei darf söck nich bemege,
Dat Ledder ös to Soale gôt,
Vat Fleesch kann hei söck brege,
De Kopp, de gövt e Fiddel av,
De Täne sön die Schrûwe,
De Beene sön tom Bage got,
De Kwaskes to besûge.

4.

Deorna, zwörrna,
Dritte stachla,
Buba rassa,
Hachladt, stachladt,
Schippke, Schippke,
Trola Lippke,
Deine liebe Kuaa.

Sommerabend in Masuren. / Von Wilhelm Hausmann.

In dem See, dem spiegelglatten,
Ruhen dunkler Föhren Schatten.
Leise rieselt es im Rohr.
Über Trichtern, flachversandet,
Gelber Saaten Woge brandet.
Einsam ragt ein Kreuz empor.
Mit der Dämm'rung sinkt ein Schweigen,
Wie in Wehmut,
Auf die müde Welt herab
Und die schweren Ähren neigen
Sich in Demut
Still vor eines Helden Grab.

Der Pfarrer von Powoda. / Von Max Worgitzki.

Sommerlicher Heideduft lag über dem stillen Dorfe. Die Sonne verglomm hinter dem schwarzen Rahmen des Waldes, der ringsum die Flur umschloß, die sandigen Äcker und die dürftigen Wiesen der Bauern. Und der laute Tag wich dem erlabenden Schweigen des Abends.

Die Heide sang. Wie Elfenmusik zart, zitterte das Summen von Millionen Insekten durch die laue Luft. Eine Kuh muhte gedämpft in der Ferne und von den Höfen her klang hie und da ein feines, silbern klingendes Hämmern herüber. Die Bauern schärften ihre Sensen. Sie rüsteten sich für den kommenden Tag, um noch schnell das letzte, was auf den Feldern war, in die Scheuern zu bergen. Sie dachten nicht daran, daß eine gefüllte Scheuer besser aufflammt als eine leere. Die Hände in den Schoß zu legen, war nie ihre Art gewesen und so taten sie es auch jetzt nicht, da tagsüber und auch die Nächte hindurch der Donner der Geschütze durch den stillen Wald dröhnte, wie eine eindringlich drohende Mahnung.

In dem kleinen Gärtchen, das mit sandgelben Wegen, farbenleuchtenden Blumenbeeten und der grünen Hecke, einem sauberen Teppich gleich, vor die Türe des weißen, niederen Pfarrhauses von Powoda gebreitet war, um Lärm und Staub und Schmutz der Straße von ihm fernzuhalten, saßen der alte Pfarrer und sein Gast, der Artilleriehauptmann. Eine Magd stellte leise klirrende Gläser und eine Flasche auf den Tisch, der Pfarrer schenkte den perlenden Wein und erhob sein Glas: „Trinken Sie, Herr Hauptmann! Warum sollen wir dieses Gottesgeschenk den Russen lassen. Auf den Sieg!" Gedämpft klangen die Gläser, und gedämpft klang auch des Hauptmanns Stimme, als er wiederholte: „Auf den Sieg!" Er schlürfte den kühlen Trank in langen Zügen wie ein Dürstender und doch langsam als genussesfroher Kenner, dann nahm er seine Mütze ab und fuhr sich gedankenvoll mit der Hand über die Stirn. „Es ist schön bei Ihnen, Herr Pfarrer", sagte er langsam. „Dieses stille, weltabgeschiedene Haus, das die liebevolle Gastlichkeit zweier guter Menschen warm durchweht, ist mir in diesen harten Tagen oft das Tor gewesen, durch das ich nochmals einen Blick zurücktun konnte in das alte, friedliche Leben, aus dem uns der Krieg gerissen hat. Das war mir immer eine Wohltat, Herr Pfarrer, die ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin mein Leben lang danken werde." Der Hauptmann streckte dem Pfarrer bewegt die Hand entgegen und fuhr traurig fort: „Es heißt Abschied nehmen, Herr Pfarrer. Wir gehen trüben Zeiten entgegen." „Also doch!" rief der Pfarrer aus und vermochte ein leises Beben der Stimme nicht zu unterdrücken. Der Hauptmann sprach weiter und wie ein schmerzliches Stöhnen entrang es sich seiner Brust. „Wir müssen zurück, Herr Pfarrer, zurück! Das ist bitter für einen Soldaten! Ein Jammer aber ist es, den Feind, und diesen Feind, in unser armes Land hereinlassen zu müssen. Alles hilft nichts, alle Tapferkeit unserer todesmutigen Truppen, alle zähneknirschende Wut, wir müssen zurück. Von drei Seiten rücken sie mit sechsfacher Übermacht an. Ach, Herr Pfarrer, wenn wir's nicht alle mit solcher Bestimmtheit fühlten, der Tag der Vergeltung wird kommen, er muß kommen, es wäre zum Verzweifeln!"

Der alte Pfarrer saß stumm da. Er hatte die Hände gefaltet und blickte scheu nach dem dunklen Gotteshaus hinüber. Seine Lippen bebten und formten kaum vernehmbar zitternde Worte: Herr, du bist unsre Zuflucht für und für! Der Hauptmann schwieg und betrachtete gerührt das kummervolle Gesicht des alten Herrn. Dann blickte er auf seine Uhr. „Ich muß zu meiner Batterie zurück. Heute Nacht noch rücken wir ab. Und was werden Sie tun, Herr Pfarrer?" Der alte Mann richtete sich auf, und seine Augen blickten

wieder hell und mutig. „Ich, Herr Hauptmann, ich bleibe hier. Darf ich meine Herde ohne Hirten lassen?" „Gewiß nicht, Herr Pfarrer," entgegnete der Offizier, „aber . . . wäre es vielleicht nicht doch besser, Sie brächten sich und Ihre Herde in Sicherheit?" „Ach, Herr Hauptmann," widersprach der Pfarrer, lebhaft die Hand erhebend, „was ist denn meine Herde? Frauen, Kinder und ein paar alte Männer! Wehrlose, gebrechliche Geschöpfe. Wer sollte sich an ihnen vergreifen! Unsere Feinde sind doch auch Menschen, die an einen Gott glauben wie wir. Ich fürchte nichts, des Herrn Hand ist über uns." Der Hauptmann schüttelte zweifelnd den Kopf, da fügte der Pfarrer rasch hinzu: „Doch ich will niemandem zureden, hierzubleiben. Wer fliehen will, mag fliehen. Ich aber verlasse meine Kirche nicht." Wiederum sandte er seinen Blick zu dem hohen Turm hinauf und faltete die Hände. „Herr Hauptmann, vierzig Jahre diene ich an dieser Stätte dem Herrn. Darf ich sie verlassen?"

Der Offizier erhob sich langsam, um sich zu verabschieden. Da hasteten eilige Schritte herbei. Um die Ecke des Hauses stürzte die Gattin des Pfarrers, ihr Gesicht war fahl und die Augen im Schreck geweitet. „Mann! Mann! Herr Hauptmann!" rief sie erregt, „kommen Sie! Hinter dem Walde brennt es!" Rasch folgten ihr die Herren auf den Hof.

Der Himmel war hoch hinauf gerötet. Im Ausschnitt zwischen Scheuer und Stall sah man seltsam scharf die schwarze, wie Spitzen fein gezackte Wipfellinie des Waldes, und hinter und über ihr wogte und wallte eine düsterrote Glut. Die Mägde des Hauses, Frauen und Kinder aus dem Dorfe standen auf dem Pfarrhof beisammen und starrten schweigend auf das schauerlich schöne Bild. Immer wilder, immer höher schwang sich die lodernde Lohe in gespenstisch lautlosem Tanz und ihre glühende Schleppe fegte wie rasend über die dunklen starren Wipfel der Tannen. Eine schwere Stille hing über der kleinen Schar der Zuschauer und unwillkürlich dämpfte der Pfarrer seine Stimme, als er zu seinem Begleiter sagte: „Das ist Piatkowen." Der Hauptmann nickte und fragte flüsternd: „Wie weit ist es bis dahin?" „Zwei Meilen", entgegnete der Pfarrer. „Dann können Sie morgen bereits die Kerle hier haben."

Die Gattin des Pfarrers hatte die Worte gehört. Sie umklammerte erbebend mit beiden Händen den Arm ihres Mannes: „Gott bewahre uns! Mann, Mann, was soll das werden! Herr Hauptmann, raten Sie uns!" Die Frauen und Kinder hatten aufgehorcht. Sie drängten sich nahe heran und blickten mit angstvoller Spannung auf die Gesichter der beiden Männer. „Gnädige Frau," sagte der Hauptmann, „es ist ein schweres Ding, in dieser Zeit einen Rat zu erteilen. Ich schlug Ihrem Herrn Gemahl vor, zu flüchten. Er lehnte es ab." Sich dem Pfarrer zuwendend, fuhr er fort: „Herr Pfarrer, nachdem Sie das dort gesehen, beharren Sie bei Ihrem Entschluß?" „Des Herrn Wille geschehe, Herr Hauptmann," erwiderte der Pfarrer, „er wird uns erretten. Ich halte es für meine Pflicht, hier zu bleiben." „So bringen Sie wenigstens Ihre Gattin in Sicherheit!" Da fiel die alte Dame lebhaft ein: „Nein, Herr Hauptmann, das nicht! Hat uns Gott dazu ein Menschenleben lang vereint, daß ich meinen Mann in der Stunde der Gefahr verlasse? Wo er bleibt, bleibe auch ich." Der Hauptmann blickte bewegt auf das alte Paar, dann küßte er der Dame die Hand. „So leben Sie wohl, gnädige Frau! Der Himmel schenke Ihnen seinen Beistand! Leben Sie wohl, Herr Pfarrer!"

Die Zurückbleibenden schauten dem Offizier schweigend nach, bis er hinter dem dämmergrauen Buschwerk des Gartens verschwunden war. Und wie er entschwand, legte es sich schwer auf ihre Herzen, die schwarze Nacht trüber Ahnungen zog in die Seelen ein und das karge Flämmlein der Zuversicht erlosch. Das war nicht mehr der wohlbekannte feldgraue Offizier, der sie da verlassen hatte, das Vaterland war es, das seine Hand von ihnen zog. Und nun standen sie da, verlassen, einsam, eine wehrlose Beute des dunklen Morgen.

Der Pfarrhof füllte sich. Sie alle im Dorfe hatten das Flammenzeichen der Vernichtung gesehen und kamen nun in ihrer Angst und Unruhe zu ihrem Hirten. „Herr Pfarrer, das ist Piatkowen, was da brennt!" „Herr Parrer, was sollen wir tun?" Der Pfarrer atmete tief und bang, ihm schwindelte vor der Last seines Amtes. Seine Finger krampften sich ineinander und seine Seele schrie zagend zu ihrem Herrn: Herr, hilf uns! Wir verderben! Ein Bild zuckte in seinem Geiste auf. So hatten auch die Jünger zu ihrem Meister gefleht, als er trotz Sturm und Wetter ruhig im Schiffe lag und schlief. Und was hatte er geantwortet? Ihr Kleinmütigen! Was seid ihr so furchtsam! So greifbar deutlich sah der Pfarrer den Herrn vor sich, wie er im Schiffe unter seinen angsterfüllten Jüngern steht und der milde Schein eines gütigen, verstehenden Lächelns auf seinem Antlitz leuchtet. Ihr Kleinmütigen! Unter dem Lächeln des Göttlichen schlug ihm die Scham brennend ins Gesicht. Gelobt sei Jesus Christus, murmelte er aufatmend, und neue Kraft strömte in seine Brust. Er blickte um sich. Da standen sie ängstlich gedrängt, seine Lämmlein, und ihre Augen flehten um ein Wort von ihm.

Und der Pfarrer sprach. Schlicht und warm sprach er und seine Worte fanden Eingang in die Seelen seiner kleinen Gemeinde, wie nie zuvor. Sie empfanden es tief beglückt: hier war einer, der sie nicht verließ, selbst in der größten Not nicht und über ihm stand der, der allein trösten und sie erretten konnte. Die Unruhe legte sich und die zagende Angst wich. „Nun laßt uns beratschlagen," sagte der Pfarrer, „was zu tun ist. Entschließt Euch! Wer fliehen will, der fliehe, aber er tue es bald! Wenn der Morgen graut, muß er das Dorf weit hinter sich haben, denn morgen bereits wird der Feind wohl hier sein." Drückendes Schweigen folgte seinen Worten und quälende Unentschlossenheit verdüsterte alle Gesichter. Der alte Gemeindevorsteher Stepan, der dem Pfarrer zunächst stand, kratzte sich ratlos den Kopf. „Ja . . . Herr Pfarrer," sagte er gedehnt, „fliehen! . . . Fliehen möcht' man schon ganz gern. Aber das Vieh, das Vieh! Das läßt sich nicht so schnell treiben!" „Das Vieh müßt Ihr natürlich hier lassen", erwiderte der Pfarrer. „Ihr bindet es los und jagt es auf die Felder hinaus, damit es nicht verhungert." Der alte Stepan seufzte tief auf und sprach kläglich, wie zu sich selbst: „Mein Gott, das schöne Vieh! Das soll ich hier lassen? Und meine Schweine und die Ferkelchen . . . alles, alles soll ich hier lassen und nicht wiedersehen?" „Aber mein lieber Stepan," unterbrach ihn der Pfarrer, „mitnehmen können Sie 's doch wirklich nicht!" Jetzt drängte der Gastwirt Ostrowski seine untersetzte, kräftige Gestalt vor. Lebhaft sprach er, gleich einem Jungen, obwohl auch seinen rundlichen Schädel bereits das Weiß des Alters bedeckte. „Ich werde Ihnen mal was sagen, Herr Pfarrer. Ich bleibe hier. Soll ich mein Haus und meinen schönen Hof ganz allein lassen? Nein! Ich geb den Kerls zu essen und zu saufen, so viel sie wollen, und sie wern sehn, ich komm damit durch. Ich kenn ja die Brüder von drüben. „Ja," fiel da die Stimme seiner Frau ein, „du bist immer so klug. Und zum Dank werden sie dir das Feuer aufs Dach schmeißen, wie denen

dort." „I wo wern sie doch!" wandte sich der Gastwirt ungeduldig ihr zu. „In Piatkowen ist ja wohl ein Gefecht gewesen, aber hier? Unsre sind doch morgen längst über alle Berge, was sollen denn die Russen da brennen! Nicht wahr, Herr Pfarrer?" „Ich meine ja auch," pflichtete ihm der Pfarrer bei, „wenn wir ihnen alles geben, was sie wollen, ihnen bereitwillig entgegentreten und uns ihren Befehlen fügen, so werden sie uns nichts tun. Aber ich will damit niemanden überreden, zu bleiben! Gott behüte mich davor!" Wiederum wurde es still und die Unentschlossenheit lähmender als zuvor. Da brach ein altes Bäuerlein das Schweigen und fragte mit hoher, zitteriger Stimme: „Und der Herr Pfarrer? Bleibt der Herr Pfarrer hier?" „Ich bleibe hier", entgegnete ihm der Geistliche mit fester Entschiedenheit. „Dann bleibe ich auch hier. Der liebe Gott wird uns schon helfen!" Seltsam tröstlich und beruhigend schwebte die hohe Greisesstimme über der schweren Stille. Und sogleich fiel der Gemeindevorsteher Stepan ein: „Dann bleib ich auch hier." „Ich auch!" „Ich auch!" „So laßt uns denn zur Ruhe gehen", sagte der Pfarrer. „Und morgen ist der Tag des Herrn. Da wollen wir gemeinschaftlich seinen Beistand erflehen. Gute Nacht!" „Gute Nacht auch, Herr Pfarrer!" Langsam verließen sie den Hof, die Dämmerung nahm sie auf, und ihre Schritte versanken in der Tiefe der Nacht.

Der Pfarrer hatte den Arm um die Schulter seiner treuen Gefährtin gelegt und sie sanft an sich gezogen. „Du Gute, Getreue!" flüsterte er innig. Dann standen sie lange, lange, regungslos und schauten stumm hinüber, dorthin, wo noch immer die Lohe in wildem Spiel am Himmel tanzte. Sie hörten es nicht und verstanden es doch so wohl, ihr brausendes Lied von Krieg, Tod und Verderben.

In dieser Nacht schlief niemand im Dorfe. Und je träger die dunklen Stunden dahinschlichen, desto zagender wurden die Seelen und selbst die Beherztesten beschlossen, der Pein der Ungewißheit zu entfliehen. Lieber alles im Stiche lassen, nur fort, fort! Unerträglich war es, dieses Warten und immer denken müssen: Kommt es nun bald, oder kommt es nicht, das Unsichtbare, Schreckenvolle. Als aber die Sonne wieder am Himmel strahlte und die Vöglein unbekümmert und fröhlich ihr Konzert anstimmten, da standen sie draußen auf der Dorfstraße und schauten mit hellen Augen auf ihre frohe, lachende Welt. Nie war sie ihnen so schön erschienen, nie die Heideluft so frisch und erquickend . . . es war doch ein Jammer, alles stehen und liegen zu lassen. Und der Pfarrer hatte doch recht. Das beste war es schon zu bleiben. Und sie blieben, fast alle.

Es fehlte niemand beim Gottesdienste. In ihren Sonntagskleidern saßen sie auf den alten Holzbänken, dicht gedrängt, und lauschten andächtig der Stimme des Pfarrers. Sie vergaßen alle Angst und Not. So fest, so sicher umschloß sie das Haus des Herrn, wie eine starke Burg. Der hohe Raum schien durchströmt von süßem Frieden. Das warme Licht der Sonne flimmerte in buntem Spiel, von den hohen Fenstern herabflutend, die Orgel klang so sieghaft hell und voll und der Gesang der Gemeinde schwang immer höher, immer zuversichtlicher sich empor. Nun beteten sie in inbrünstiger Stille. Der Pfarrer kniete auf seiner Kanzel, die Stirn auf die Brüstung gelehnt, und seine Seele flehte zu ihrem Gott. Und oben auf dem Turm begannen die Glocken zu läuten, in starken, jubelnden Schlägen. Da sprengt eine Reiterschar durch die Dorfstraße. Die Betenden horchten jäh auf. Pferdehufe klappern, die Türe wird aufgerissen und sporenklirrend tritt ein russischer Reiteroffizier herein, gefolgt von einem Dutzend Kosaken. Drohend blitzen die dreikantigen Spitzen ihrer Lanzen. Der Offizier schreitet hastig durch den Mittelgang auf die Kanzel zu und schreit, den rechten Arm heftig schüttelnd, in hartem Deutsch: „Aufhören! Aufhören die Glocken! Ich verbiete!"

Als hätten sie seine herrischen Worte vernommen, so rasch verstummten die Glocken. Einmal und noch einmal schlugen sie abbrechend an, dann wurde es still. So still, daß man das Hämmern der Herzen hätte hören mögen. Die ganze Schar der Gläubigen war aufgesprungen, sie standen alle wie erstarrt und blickten in lautloser Scheu auf die fremden Soldaten. Die Kinder klammerten sich entsetzt an ihre Mütter, sie weinten nicht, sie jammerten nicht, vom Schreck gelähmt. Nur aus den aufgerissenen Augen schrie die wilde Angst ihrer kleinen Seelen in die schwüle Stille.

Der Pfarrer hatte sich erhoben. Einen harten Stoß gab auch ihm die Wucht des Augenblicks, aber rasch raffte er sich auf, stieg die Kanzeltreppe hinunter und schritt auf den Kosakenhauptmann zu. „Herr Offizier," sagte er mit leicht bebender Stimme, „wir haben Gottesdienst gehalten. Die Glocken läuteten zur Ehre des Höchsten." Der Hauptmann unterbrach ihn ungeduldig. „Schon gut. Für die Zukunft verbiete ich es. Von heute ab seid ihr Untertanen Seiner Majestät des Zaren. Wer meine Befehle nicht befolgt, wird streng bestraft. Wer sich widersetzt, wird erschossen. Sollte einer meiner Soldaten auch nur angerührt werden, so werden alle Männer mit dem Tode bestraft und das ganze Dorf angezündet. Und nun führen Sie mich in Ihr Haus. Ich werde mit meinen Offizieren dort wohnen, und will Ihnen sogleich auftragen, was für meine Soldaten zu beschaffen ist." Der Hauptmann wandte sich kurz und schritt hinaus. Eilig folgte ihm der Pfarrer.

Lärmende Unruhe füllte den Kirchenplatz. Struppige kleine Kosakenpferde scharrten den sandigen Boden, stießen sich, drängten sich, nickten mit den Köpfen und schlugen rastlos mit langen Schweifen nach den summenden Fliegen. Die Reiter standen in Gruppen herum, schwatzten und rauchten. Fremdartig wirkten sie mit ihrem langen Haar und den langen Bärten und im Blicke ihrer Augen lauerte Tücke und Grausamkeit. Den Pfarrer fröstelte, als er hinter dem Hauptmann aus der Kirche trat. Sie durchschritten die Schar der Reiter und gingen quer über die Straße auf das Pfarrhaus zu.

Da stand ein Mann an den Zaun gelehnt. Der Kopf hing schlaff herunter, Blut hatte sein weißes Haar rot gefleckt und rann in feinen Streifen über das bleiche Gesicht. Der Pfarrer fuhr auf. Um Gottes willen, das war ja der alte Küster! „Baranowski!" rief er erschreckt und stürzte auf den siechen Greis zu. Der hob mühsam den Kopf und blickte den Geistlichen mit traurigen Augen an. Auch der Hauptmann trat herbei. „Was ist das?" fragte er befehlend. „Was ist Ihnen geschehen, Mann?" Der Küster schwieg. „Was ist geschehen," wiederholte der Pfarrer, „sagen Sie's doch, Baranowski!" Nun gab der Küster leise Antwort. Er hatte da oben seine Glocken geläutet und über ihrem Dröhnen nichts von dem Eintreten der Russen gehört, bis ein Schlag auf den Kopf ihn fast in die Knie sinken ließ. Halb betäubt sah er einen Kosaken vor sich, der wild mit der Lanze fuchtelte, die ihn so hart getroffen hatte, und er verstand. Er sollte aufhören zu läuten. Der Offizier hatte aufmerksam zugehört, nun wandte er sich achselzuckend zum Gehen. Der Pfarrer aber faßte den Küster beim Arm. „Kommen Sie, Baranowski! Meine Frau wird Sie verbinden." Mit sanfter Gewalt geleitete

er den Schwankenden nach seinem Hause und übergab ihn den sorglichen Händen seiner erschreckten Gattin. So befiehlt man auf russisch, dachte er bitter, und trübe Ahnungen preßten beklemmend seine Brust.

Einquartierung! In jedem Hause lagen ein paar Kosaken und ihre Pferde machten sich in den Ställen breit. Sie fraßen gierig den goldgelben Hafer der Bauern und ihre Herren ließen sich kochen und braten nach Herzenslust. Man gab es gern, wenn es nur nicht schlimmer käme. Von Haus zu Haus war der alte Pfarrer gegangen, ohne seiner müden alten Beine zu achten, und hatte gemahnt und Rat gegeben. Und überall konnte er seinen Pfarrkindern flüsternd ein Trostwort mitteilen, das er vom Hauptmann gehört hatte: schon morgen würden die bösen Gäste weiterziehen. Jetzt saß er ermattet vom Gange und den Sorgen des Tages in seinem Garten und mühte sich ab, dem Hauptmann und seinen beiden Leutnants zuzuhören. Doch seine Gedanken irrten immer wieder andere Wege. Da waren sie nun da, die Feinde, die über sein Vaterland, seine Heimat hergefallen waren. Und sie saßen vergnügt an seinem Tische, tranken seinen Wein und quälten ihn lange Stunden mit ihren Reden, ihrem Prahlen von Schlachten und Siegen. Der Abend brach herein, die Dämmerung spann graue Schleier um Busch und Baum und umspann auch das Herz des alten Mannes. Eine unendliche Trauer goß sie in seine Seele. Wenn wir's nicht alle mit solcher Bestimmtheit fühlten, der Tag der Vergeltung wird kommen . . . ja, so hatte ein anderer, eben hier, vor kaum vierundzwanzig Stunden gesprochen und wie unsagbar fern erschien es ihm. O hoffen können! Er vermochte es nicht. Nur müde war er, müde.

Von der Straße her klang Lärm durch die Stille. Erregtes Reden, Trappeln vieler Füße und leises Klirren von Waffen. Eine Schar von Kosaken schleppte einen Menschen herbei. Barhäuptig, die Kleider zerrissen, taumelte er vorwärts, aber harte Fäuste hielten ihn aufrecht und stießen ihn in den Pfarrgarten.

Die Offiziere blieben ruhig sitzen, nur der Pfarrer sprang auf. Er hatte den Unglücklichen erkannt, es war der Gastwirt. „Was ist geschehen?" stieß er mit zitternden Lippen hervor. „Ostrowski! Um Gottes willen, reden Sie doch!" Ohne den Kopf zu heben, schaute der Gastwirt auf, seine Augen blickten wild und flackernd wie im Irrsein, einen Augenblick hefteten sie sich auf das bekannte Gesicht des Pfarrers, wurden starr im Erkennen, dann plötzlich schlug der Mann mit beiden Fäusten sich dröhnend vor die Stirne und in die Knie brechend, heulte er in wildem Jammer heraus: „O Gott, Herr Pfarrer! Mein Lenchen! Mein Lenchen!" Ein eisiger Hauch hatte den Pfarrer angeweht. Erschauernd stockte sein Herz, ihm schwindelte, und Halt suchend griff er mit zitternden Händen um sich ins Leere. Da klang scharf des Hauptmanns Stimme: „Herr Pfarrer, ich muß bitten, nicht mit dem Gefangenen zu reden!" Der Pfarrer sank still auf seinen Stuhl zurück.

Und es begann das Verhör. Der Unteroffizier berichtete: Er hätte Lärm gehört, vom Gasthause her. Wäre hingegangen und gerade dazugekommen, wie einige Soldaten sich mit dem Wirt herumprügelten, warum wüßte er nicht. Er wäre sofort dazwischengetreten und hätte Ruhe geboten. Die Soldaten hätten gehorcht, der Wirt aber wäre wie ein Toller auf ihn selbst zugestürzt, so daß die Soldaten mit Mühe und Not ihn von dem Rasenden befreit hätten. Drum brächten sie ihn hierher. Der Hauptmann sprang wütend auf. „Das ist ja Empörung! Der Kerl wird erschossen." Zitternd hatte der alte Pfarrer zugehört. Er verstand genug Russisch, um den Sinn der Reden zu erfassen. Nun richtete er sich auf. Mit der einen Hand stützte er sich schwer auf den Tisch, die andere streckte er zum Himmel auf und seine Augen flammten in dem bleichen Gesicht. „Herr Hauptmann," rief er, „im Namen des Allmächtigen, der unser aller Herr ist, ich beschwöre Sie, halten Sie ein!" Alles horchte auf. Die Soldaten blickten scheu auf den Greis und selbst der Hauptmann beugte sich widerwillig seiner Macht. Ob er auch auffahren wollte, diese Augen, der Klang der Stimme zwangen ihn nieder. „Was wollen Sie!" knurrte er unwirsch. „Herr Hauptmann," fuhr der alte Geistliche fort, „bedenken Sie, daß es eine himmlische Gerechtigkeit gibt! Wissen Sie, was diesem Manne geschehen ist?" Der Hauptmann biß die Zähne aufeinander. Er fühlte sich gedemütigt. Ingrimmig wurde er sich dessen bewußt, daß er diesem alten Manne da erlag, daß da etwas war, das stärker war als er. Und wie er seine Soldaten ansah, die scheu auf den Geistlichen starrten, als wäre er ein Heiliger, ein Wesen aus einer anderen Welt, da überkam ihn die Wut. Ein Fluch wollte ihm auf die Lippen. „Ich weiß es", entgegnete er kurz und herrisch. „Morgen wird die Sache untersucht und die Schuldigen sollen streng bestraft werden. Der da aber hat sich gegen die Gewalt des Zaren aufgelehnt. Doch . . . ich will milde sein. Gebt ihm dreißig Knutenhiebe und laßt ihn laufen!" Der Pfarrer wankte. „Herr Hauptmann" wollte er aufs neue beginnen, doch der schrie wütend, um seine Worte zu ersticken: „Gebt ihm dreißig Knutenhiebe!" Dem alten Geistlichen sank das Haupt auf die Brust, er wandte sich und schlich gebrochen davon. Auf dem Hofe versagten ihm die Knie den Dienst, er lehnte sich schwer gegen die Hauswand, er wollte beten, aber seine zitternden Lippen murmelten nur unaufhörlich: „Herr Gott, Herr Gott!" Von vorne her aber klang jetzt deutlich ein wilder Schrei, ein dumpfes Geräusch stampfender Füße, ringender Menschen, dann scharf vernehmbar das Sausen und Klatschen der Knute.

Der Pfarrer hörte es wohl. In qualvoller Pein preßte er beide Hände an die Ohren und hörte doch jeden Streich. Endlich schien es vorüber. Er horchte auf, ja, es war ganz still. Nur von der Heide her spann sich das feine Summen durch die laue Dämmerung und die Grillen zirpten fröhlich ihr Abendlied. Tief seufzte der alte Mann auf. Dann ging er langsam mit gesenktem Haupt nach dem Garten zurück. Da lag eine schwarze Gestalt auf dem Rasen. Der Pfarrer erschrak. Er trat eilends hinzu und faßte den Unglücklichen bei der Schulter. „Ostrowski!" rief er flehend, „Ostrowski, stehen sie auf!" Der Gastwirt hob den Kopf, richtete stöhnend seinen schweren Körper auf, er taumelte, sah stier den Pfarrer an, dann wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen und schwankte davon. Der Pfarrer vermochte sich nicht zu rühren. Stumm blickte er ihm nach, bis er entschwunden war.

In der großen Stube saßen die Offiziere und speisten fröhlich zur Nacht. Leise schlich der Pfarrer an der Türe vorüber in das Schlafzimmer. Als er eintrat, wandte seine Gattin den Kopf. Sie saß in dem breiten Korbstuhl am Fenster und blickte ihm aus tränenfeuchten Augen entgegen. „Weißt du?" fragte der Pfarrer leise. Sie nickte nur und faltete die Hände. Der Pfarrer setzte sich ihr gegenüber, sie schauten sich stumm in die Augen und schwere, bange Fragen wanderten wortlos von Seele zu Seele. Die Pfarrerin seufzte auf. „Mann, Mann," sprach sie, „wäre es nicht doch besser gewesen, wir wären alle geflohen?" Kaum hatte sie es gesagt, da erschrak sie. Eine so wilde Qual brannte in den Augen ihres Mannes, wühlte in

seinen bleichen Zügen, er stöhnte nur leise auf und schwieg. Verstört haschte die alte Frau nach seiner Hand und sprach in drängender Angst: „Mann, du wirst dir doch keine Gedanken machen! Du hast doch niemanden zurückgehalten, im Gegenteil!“ Der Pfarrer stand auf, dem Fenster zu, und blickte schweigend zum hellen Abendhimmel empor. Seine Frau trat neben ihn und schaute flehend in sein Gesicht. Und sie sah, wie welk, wie hilflos es war und sah, daß seine Lippen bebten. Leise murmelte er: „Nein, Gott weiß es, ich habe sie nicht zurückgehalten. Aber wir alle haben eins vergessen: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen!“

Der Pfarrer schritt langsam die Dorfstraße hinunter. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er wollte nach den Unglücklichen sehen, sie trösten, wenn er es vermochte. Er seufzte. Trösten! Die Straße war leer. Nur vor den Häusern saßen noch hie und da die fremden Soldaten und genossen die würzige, erfrischende Abendluft. Den Geistlichen ließen sie ungestört seines Weges gehen, einige grüßten ihn gar in aller Ehrfurcht. Das Haus des Gastwirts lag still und dunkel da. Im Hausflur brütete schweigende Finsternis, nur hinten schimmerte ein feiner Lichtstreif, und nun vernahm er es auch, ein leises Weinen klang von dort her. Dem Pfarrer schnürte es das Herz zusammen und das Mitleid trieb ihm heiße Tränen in die Augen. Armes Kind! Er öffnete behutsam die Türe und blieb wie erstarrt stehen. Auf einer leeren Bettstatt an der gegenüberliegenden Wand lag still und steif ein junges Mädchen. Die Hände waren über der Brust gefaltet und ihr Haupt ruhte auf der goldschimmernden Decke ihres aufgelösten, vollen Haares. Noch eins sah der Pfarrer. Um den zarten Hals lief rundum ein blutroter Streif. Und er begriff, von Grausen geschüttelt. Da war ein junges, aufblühendes Menschenkind aus der Unschuld einer fröhlichen Scheinwelt urplötzlich herausgerissen worden und vor seinen entsetzten Augen hatte sich jäh ein Abgrund von Scheußlichkeit und grausamer Roheit aufgetan. Ganz fassungslos stand es davor, ihm schwindelte, und ohne Besinnen hatte es sich hinübergerettet in eine bessere Welt. Wohl ihm, wohl ihm, dachte der Pfarrer und es war ihm doch, als müßte auch er zusammenbrechen vor diesem Jammer.

Leise wimmerten die kleinen Geschwister der Toten vor sich hin, die Mutter aber erhob sich und trat zu ihm. Aufschluchzend faßte sie nach seiner Hand und weinend wiederholte sie nur immerfort: „O Gott, Herr Pfarrer, unser Lenchen, unser Lenchen!“ Der Pfarrer vermochte nicht ein Wort zu sprechen. Tränen füllten ihm die Augen, die Kehle war ihm wie gelähmt. Begütigend streichelte er nur wieder und wieder der Weinenden die Wangen. Sie beruhigte sich ein wenig und fing nun zu klagen an: „Wären wir doch geflohen! Wie kann ich es je meinem Manne vergessen, daß er so eigensinnig war.“ Der Pfarrer erzitterte. Da war es wieder, das Unausgesprochene, das ihn von überall her mit großen, vorwurfsvollen Augen anzustarren schien. Wie hatten sie doch gestern auf seinem Hofe gesagt? Wenn der Herr Pfarrer bleibt, so bleibe ich auch. „Ich komme morgen wieder, Frau Ostrowski!“ sagte der Pfarrer mit bebenden Lippen und flüchtete aus dem Zimmer. Ohne darauf zu achten, hastete er durch die Hintertüre aus dem Hause. Unter den Bäumen des Gartens blieb er schweratmend stehen. „Vater im Himmel,“ flehte seine schluchzende Seele, „erbarme dich! Nimm die Last von mir!“

Es regte sich etwas vom Hause her. Schritte knirschten auf dem Sand. Der Pfarrer raffte sich auf und horchte. Da kam ein Mann auf ihn zu, einen langen Gegenstand in der Hand. Er erkannte ihn und trat ihm erschreckt in den Weg. „Ostrowski! Um Gottes willen! Wo wollen Sie hin mit dem Gewehr!“ „Lassen Sie mich!“ zischte der Gastwirt zwischen den Zähnen hervor und suchte zu entweichen. In heißer Angst klammerte der Pfarrer sich an seinen Arm, um ihn zu halten. „Ostrowski! . . .“ „Lassen Sie mich!“ schrie der Gastwirt in sinnloser Wut. „Der Hund muß seinen Lohn haben. Alle knall ich sie nieder. Mein Lenchen soll gerächt sein!“ Verzweifelnd, keuchend rang der Greis mit dem Rasenden und fühlte doch sogleich seine Ohnmacht; da krachte es in den Büschen ringsum von brechenden Zweigen, er fühlte sich von harten Fäusten gepackt, wütende Blicke funkelten ihn an, wildes Stimmengewirr schlug an sein Ohr, ein Schuß knallte, ein Todesschrei . . . ihm schwanden die Sinne.

Der Hauptmann wütete. Das war ja offene Empörung! Auf seine Leute war geschossen worden und der Pfarrer mit im Spiele! Aber er wollte ihnen das Verschwören schon austreiben! Der Pfarrer wartete still, bis der Russe sich ausgetobt hatte, dann sprach er ruhig und gefaßt: „Herr Hauptmann, ich bin ein Greis und ein Diener des Herrn. Meine Worte sind lautere Wahrheit. Niemand hat daran gedacht, sich zu verschwören. Wir hatten alle den festen Vorsatz, uns Ihren Befehlen zu fügen und haben es auch getan. Der Tote war ein Unglücklicher, der irr geworden war durch sein Unglück. Wollen Sie Unschuldige für ihn büßen lassen? Was mich betrifft, so traf ich zufällig den Armen auf seinem unseligen Gange, ich versuchte ihn gütlich und mit Gewalt zurückzuhalten. Da überraschten uns ihre Leute.“ Der Hauptmann entgegnete kalt: „Das ganze Dorf haftet mir dafür, daß keine Waffen vorhanden sind, aus denen auf meine Soldaten geschossen werden kann. Es ist doch geschehen, drum wird das Dorf nach Kriegsgesetz gestraft. Sie will ich Ihres Standes und Ihrer weißen Haare wegen schonen. Sie werden morgen nach Johannisburg gebracht, der General mag entscheiden, was mit Ihnen geschehen soll.“ Der Pfarrer war vernichtet. Heiliger Gott, rette das Dorf! Er bat und flehte, bot sein Leben zur Sühne an, aber der Hauptmann wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer. Zwei Kosaken blieben darin, der Pfarrer war gefangen.

Am frühen Morgen brach der Trupp auf. Voran ritten die Offiziere, hinter ihnen in einem Wagen fuhr der Pfarrer, Kosaken bildeten den Schluß. Sie hatten nicht viel des Weges zurückgelegt, da hörte der Pfarrer plötzlich in der Ferne wildes Schießen. Er erschrak, das kam von seinem Dorfe her, und wie er sich umwandte, sah er eine riesige, träge Rauchwolke langsam dem Himmel zustreben. Da schlug er die Hände vors Gesicht und weinte fassungslos.

Vierzehn Tage waren vergangen, vierzehn schwere Tage. Entsetzlich langsam gingen sie dahin, einer nach dem andern, wie träge fallende Tropfen. Und Ostpreußens Erde rauchte. Not und Verderben, Greuel und Tod flammten allerorts auf, giftige Schwaden ballten sich zu trüben Wolken und deckten das Licht des Himmels.

Nun aber waren die Befreier da. Sie hatten nicht lange auf sich warten lassen. Wiederum ritt der Artilleriehauptmann an der Spitze seiner Batterie durch die Heide. Weit herum hatte sie der Krieg getrieben, nun sollten sie aufs neue die Wacht an der Grenze halten und der Hauptmann freute sich, die Heide wiederzusehen. Wehmütig gedachte er des lieben, gastlichen Pfarrers und seiner freundlichen Gattin. Mein Gott, wie mochte es ihnen ergangen sein! In einer Stunde mußten sie in Powoda sein!

Als sie sich dem Dorfe näherten, wußte der Hauptmann sofort, da hatte die Bande übel gehaust. Und wie sie einritten, sah er rechts und links zerstörte, ausgebrannte Häuser, verwüstete Gärten — ach, oft hatte er das schon gesehen, hier aber fühlte er sich doppelt schmerzlich berührt. Da, die Kirche! Sie war verschont geblieben. Und, fürwahr, auch das Pfarrhaus war unversehrt.

Vor seinem Garten stand der greise Pfarrer und schaute nach den Ankommenden aus. Als der Hauptmann absprang und auf ihn zuschritt, stutzte er, dann erkannte er seinen alten Gastfreund und tiefgerührt streckte er ihm beide Hände entgegen. Der Frau Pfarrerin aber drinnen im Hause liefen die hellen Freudentränen über die abgehärmten Wangen. Und nun saßen sie wieder im Garten wie vor wenig Wochen und der Pfarrer erzählte. Er erzählte müde und gleichförmig, wie jemand, der nicht das Leid überwunden hatte, sondern der vom Leide überwunden war. „In Johannisburg schleppte man mich hierhin und dorthin, bis ich endlich zum kommandierenden General geführt wurde. Er hörte mich ruhig an, war freundlich und entließ mich in mein Dorf. Mein Dorf! Es war gewesen. Sie sehen es ja, Herr Hauptmann." Der Pfarrer verstummte ein wenig, als fürchtete er sich fortzufahren, dann sagte er mit leiser, bebender Stimme: „Zwölf Männer haben sie an jenem Morgen erschossen, bei dem Brande sind drei Frauen und sieben Kinder umgekommen. Und diese Last ruht nun auf mir!" Der Hauptmann sah den Greis erstaunt an. Er wollte etwas erwidern, der Pfarrer aber schnitt ihm das Wort ab. „Ich will Ihnen einen Brief zeigen, Herr Hauptmann, den ich eben an ein hohes Konsistorium gerichtet habe." Er ging ins Haus und kam mit einem großen Schreiben wieder. „Sie müssen nämlich wissen, Herr Hauptmann, ich habe von einem hohen Konsistorium ein Belobigungsschreiben für treues Ausharren im Amt erhalten. Darauf habe ich um meinen Abschied gebeten." Der Hauptmann war betroffen. „Ja warum denn, Herr Pfarrer?" „Ich will's Ihnen vorlesen." Und der Pfarrer las: „. . . ich bin mir jedoch dessen bewußt, daß ich eine Anerkennung nicht verdient habe. Mein Dorf ist zerstört, zwölf Männer, drei Frauen und sieben Kinder haben ihr Leben lassen müssen. Sie wären alle gerettet worden, hätten sie sich vor dem Feinde geflüchtet. Nun aber ist es mir klar, daß einzig und allein mein Beispiel sie hier gehalten hat. Nur weil ich blieb, sind auch sie geblieben. Warum aber harrte ich aus? Ich habe meine Seele zermartert und durchforscht, und reuig muß ich bekennen: Nicht allein mein Pflichtbewußtsein hielt mich, sondern meine Seele rechnete, wenn mir auch nicht voll bewußt, in verblendeter Überhebung auf die Hilfe Gottes, unseres Herrn. Sie vermaß sich, seinem unerforschlichen Ratschlusse vorzugreifen und darum wurde ich gestraft. Zweiundzwanzig vernichtete Menschenleben lasten hart auf meinem Gewissen. Daher bitte ich ein hohes Konsistorium um meine Entlassung. Nicht Anerkennung habe ich verdient, sondern Strafe. Die Tage, die mir der Herr noch schenkt, will ich in tiefer Reue und Buße verbringen. Allzuschwer ruht diese Last auf meiner Seele. Gott sei mir gnädig!"

Der alte Pfarrer faltete mit bebenden Händen den Brief zusammen. Der Hauptmann schwieg. Widerstrebende Gefühle ließen ihn keine Antwort finden. Die Heide aber sang ihr ewiges Lied, ihr Duft füllte die Tiefe des Himmels und auf den rauchschwarzen Trümmern des Dorfes glitzerte das Gold der untergehenden Sonne.

Der Hungerkrieg im Jahre 1414. / Von W. H.

Noch stehen wir unter dem furchtbaren Eindruck des eben beendeten Weltkrieges, noch tragen wir schwer an den Leiden, die er über uns gebracht hat, und das Gespenst des Hungers lebt noch frisch in unserer aller Erinnerung. Da ist es interessant, in der Geschichte Ostpreußens zu lesen, daß es vor 500 Jahren nicht nur eine Schlacht bei Tannenberg, sondern auch schon einen „Hungerkrieg" gegeben hat.

Im Jahre 1410 war die Schlacht bei Tannenberg gewesen, in der der deutsche Ritterorden eine vernichtende Niederlage erlitt. Daß er nicht vollständig vom Erdboden weggefegt wurde, verdankte er dem tatkräftigen Verteidiger der Marienburg, Heinrich von Plauen, und einem im polnischen Lager ausgebrochenen Zwiespalt. So kam es, daß sich die Polen damals mit einer Kriegsentschädigung und einer Gebietsabtretung begnügen mußten. Vier Jahre später, im Jahre 1414, erklärte Polen dem Orden von neuem den Krieg, den die Polen selbst den „Hungerkrieg" nannten. Der deutsche Ritterorden war zu schwach, um dem Feinde in offenem Felde entgegenzutreten. Er mußte sich damit begnügen, feste Plätze zu halten und die Flußübergänge zu verteidigen. Den Polen stand das ganze Ermland offen. Sie rückten über Tannenberg, Neidenburg und Hohenstein vor. Wohin sie kamen, gingen Städte, Dörfer und Gehöfte in Flammen auf, die Kirchen wurden geplündert, das Vieh weggetrieben, die Einwohner, soweit sie sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten, niedergemacht oder verschleppt. Allenstein, Guttstadt, Heilsberg, Landsberg, Kreuzburg, Christburg, Marienwerder und noch viele andere Orte wurden von Grund auf zerstört. Nicht besser erging es den Städten Seeburg, Wartenburg und Bischofsburg. Geschichtsschreiber jener Zeit berichten, daß die polnischen Horden alles zerschlugen und zerstörten, was nicht in den Flammen aufging, daß weder Frauen noch Jungfrauen geschont und die Kinder gemordet und unter die Füße getreten wurden.

Bis dicht vor Königsberg dehnte sich der Einfall aus. Dann gelang es dem Ordenskomtur von Brandenburg, im Rücken der Polen einen Vergeltungsstreifzug nach dem polnischen Masovien zu machen. Gleichzeitig herrschte im polnischen Heer Hunger, nachdem das ganze Land ausgeplündert und alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Zudem brach unter den Polen die Ruhr aus und begann ihre Reihen bedenklich zu lichten. Es kam daher sowohl dem Orden als auch den Polen gelegen, als Kaiser und Papst vermittelnd eintraten. Es wurde Frieden geschlossen, und das polnische Heer zog wieder nach Hause, hinter sich das schöne Ermland in einem unsagbar verwüsteten Zustande zurücklassend. Das Elend war nicht zu beschreiben, es gab keine Nahrung und kein Obdach mehr im Lande, und Zufuhr konnte nicht wie heutigentags herbeigeführt werden, weil es ja damals noch keine Eisenbahnen gab. Jahrelang dauerte es, bis sich das unglückliche Land von dieser polnischen Heimsuchung erholt hatte.

Möge ihm eine Wiederholung für immer erspart bleiben, dazu beizutragen ist Pflicht jedes Ostpreußen!

Die Wallfahrt nach den Gräbern. / Von Dr. E. K.

Hat Deutschland den Krieg vergessen? Weiß es nicht mehr, welch furchtbares Blutschicksal auf ihm lastete? Hat es sich auseinandergeteilt in lauter Einzelexistenzen, von denen jede nur um das eigene Leben sorgt und kein Bewußtsein mehr von der Verbundenheit aller zu einem großen Gemeinschicksal hat? Fast könnte es so scheinen und mancher spricht es mit bitterer Offenheit aus.

Wir Ostpreußen haben einen traurig-großen Vorzug vor dem anderen Deutschland voraus. Wir haben Mahner. Zeugen des Krieges, wir haben Gräber! In ganz Deutschland kaum ein Kriegergrab. In fremden Ländern rings um Deutschlands Grenze liegen Deutschlands Söhne. Nur wir, wir haben Gräber, stumme Zeugen, die Geisterhände aus dem Boden strecken; unhörbares Klagen, das im Nachtwind aus den blutgetränkten Feldern steigt. In unsern Nebeln wallt es wie Geister von Gefallenen, in unsern Nächten prallen sagenhaft die Heere aufeinander und Träume wecken mit Schüssen und dumpfen Schlägen in den Bewohnern längst vergangene alte Furcht. Wir sind das Land der Kriegslegenden. . . .

Gegen Ende des vorigen Jahres schritt ein junger Mann eine nach Süden führende Chaussee entlang, auf dem ehemaligen Schlachtfeld von Tannenberg. Es war im Herbst. Halb schon entlaubt standen die Bäume, braungelb schimmerte es durch das dunkle Grün der Tannenwälder und am Wege fiel ihm ein, was er früher einmal irgendwo gelesen:

> Aber der Ebereschen Frucht
> Hängt weithin über die Straße,
> Als verblute ein Herz auf der Flucht
> Vor eines Schicksals Übermaße.

Und er dachte an 1914 zurück, an dieses Übermaß des Schicksals, das sich damals heranwälzte. Dieselbe Straße war es gezogen, die er ging; da hatten die Soldatenbataillone gestampft, da hatten Kanonen tief den Weg gefurcht, da hatte sich das Schicksal auf Feld und Wald geworfen und es schien ihm, als wäre die Ebereschenfrucht immer noch gefüllt von dieses Schicksals Übermaße. . . .

Dann lichtete sich der Wald. Felder breiteten sich zu beiden Seiten des Weges aus und tief im Hintergrunde schimmerte ein grauer See. Was er im Walde nicht bemerkt hatte, das sah er jetzt: schwere Wolkenschwaden wälzten sich vom Horizont heran und die Hügel im Hintergrunde lagen in Nebel eingehüllt. Eine feuchte Luft kam ihm entgegen, es begann ein feiner, kaum wahrnehmbarer Sprühregen zu fallen. Novemberzeit.

Er schritt voran und kam in die Nähe des Sees. Dicht am See entlang führte die Chaussee, nur wenige Schritte lagen dazwischen. Dieser schmale Streifen aber war bedeckt mit Kreuzen und kleine Hügel wölbten sich darunter in großer, großer Zahl. Hier am See war es gewesen, wo die Salven gekracht hatten. . . .

Er trat zur Seite und stand zwischen den Gräbern. Lautlos war die Luft. Nur der Wind sang leise hin und her und das Rohr am Ufer harfte in zitternden Akkorden. Es schien ihm, als flüsterte etwas im Windeswehen und die Wolken senkten sich zur Erde, um zu lauschen. . . .

Es war ein trauriges Lied von Sterben und von Treue, es war ein irrendes Klagen um verlorenes Glück, es war ein banges Klagen halbvergessener Seelen, es war ein leises Pochen an das Menschenherz. O, Gräber sind ein kostbares Heiligtum, Gräber sind ein köstlicher Besitz, Gräber sind wie stumme Zungen, die ein ewiges Memento sprechen, Gräber sind Propheten, die Vergangenheit und Zukunft aneinanderknüpfen. Und mit einem Male wurde es dem, der da stand, klar: Deutschland darf dieses Land nicht verlieren! Deutschland darf nicht ausgeschlossen sein von diesen Hügeln, diesen Seen — weil Deutschland sonst keine Gräber hätte. Wohin sollen sie wallfahrten, sie, die das Übermaß des Schicksals noch einmal erschütternd durch ihre Seelen ziehen lassen wollen? Braucht dieses Schicksal nicht einen Wallfahrtsort? Die Wallfahrt zu den Gräbern darf Deutschland nicht genommen werden. . . .

Heimat. / Von Felix Dahn.

Den Raum, wo du gewachsen, den halte hoch und wert,
Dein Glück und dein Gedeihen ist nur an der Heimat Herd.
O Heil dem Mann, der wohnen kann, wo seine Wiege stand:
Da sieht ihn alles freundlich an, was ihn als Kind gekannt.
Das Brünnlein und der Gartenzaun, der Nußbaum auf dem Plan
Mit treuen Augen auf ihn schaun als alten Spielkumpan.
Hausgeister hüpfen rings um ihn, sein Schutzgeleit zu sein,
Und jede Straße grüßet ihn, ihm redet jeder Stein.
Und wem die Welt ins Herz gezielt, — Heil, wer nach Haus entrann!
Die Scholle, drauf das Kind gespielt, sie heilt den wunden Mann.

Graphische Kunstanstalten J. J. Weber, Leipzig — Berlin.

Steh fest im deutschen Glauben,
Wenn rings der Kampfruf schallt,
Nicht Wort und nicht Gewalt
Soll uns die Heimat rauben!

W. H.